

Carl von Kessel



**DER TEUFEL
AUF REISEN**
ZWEITER BAND

**Ein humoristisch-satirischer Roman
aus dem Jahr 1870**

Carl von Kessel

Der Teufel auf Reisen

Zweiter Band

Ein humoristisch-satirischer Roman
aus dem Jahr 1870

www.geisterspiegel.de

Cover © 2016 by Wolfgang Brandt

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf - auch teilweise - nur mit Genehmigung der Herausgeber wiedergegeben werden. Die private Nutzung (Download) bleibt davon unberührt.

Copyright © 2016 by Geisterspiegel

Geisterspiegel im Internet: www.geisterspiegel.de

Inhaltsverzeichnis

Abenteuer auf dem Lande	7
Die Familie Purps	33
Des Teufels Anteil	85

Fünftes Kapitel

Abenteuer auf dem Lande

»Das Leben fängt hier an ziemlich langweilig zu werden«, sagte eines Tages Schwefelkorn zu seinem Freund Schwalbe, »es ist jetzt gerade die stille Zeit und ich weiß nicht, ob ich Ihnen in den nächsten Wochen einen einigermaßen ansprechenden Stoff für Ihre »psychologischen Studien« werde liefern können. Wie wäre es daher, wenn wir der Abwechslung wegen, einmal einen Ausflug aufs Land machen? Nicht bloß die großen Städte sind es, wo sich mir Gelegenheit bietet, Geschäfte zu machen oder mich zu belustigen, wie dies eben jetzt der Fall ist, da ich auf einer Vergnügungstour begriffen bin, sondern auch fern vom Geräusch der Welt. Ja selbst in der einfachsten Hütte finde ich Stoff, meine Tätigkeit zu entwickeln und meinen Einfluss geltend zu machen. Die Familie verbirgt in ihrem Schoß ebenso gut ihre sozialen Gebrechen wie der Staat - nirgends ist wahre Glückseligkeit zu finden, denn im Großen wie im Kleinen ist es ein ewiger Kampf der menschlichen Leidenschaften, welcher sich geltend macht. Wie Sie übrigens bereits bemerkt haben müssen, liegt mir keineswegs überall daran, Unheil zu stiften und, um mich eines alltäglichen Ausdrucks zu bedienen, Klauen und Pferdefuß zu zeigen. Im Gegenteil, mein Einfluss ist häufig auch sehr heilsam, indem ich das Laster strafe und Lächerlichkeiten ans Licht ziehe. Sie sehen also, es gibt in der teuflischen Natur ebenso gut Widersprüche, wie in der menschlichen und auch wir werden von einer höheren geheimnisvollen Macht beherrscht, welche uns mitunter zwingt, gerade das Gegenteil

von dem zu tun, was wir eigentlich wollen. Aber wie die Menschen überhaupt ungerecht sind und stets die Splitter in ihres Nachbars Auge sehen, ohne die eigenen zu entdecken, so finden sie auch ein Vergnügen daran, mich und meine Kollegen in allerhand Schreckgestalten darzustellen, während sie doch im Stillen in ganz guter Freundschaft mit uns leben. Das Laster der Heuchelei ist euch Erdenkindern nun einmal eigen und ihr geht darin ja selbst so weit, dass ihr euch sogar aus bloßer Eitelkeit und Eigenliebe untereinander etwas vorlügt und euch Tugenden andichtet, von denen ihr ganz gut wisst, dass ihr sie nicht besitzt.«

Nachdem Herr von Schwefelkorn auf diese Weise sich selbst und seine diabolischen Zunftgenossen in sehr geschickter Weise reingewaschen hatte, indem er den Spieß umkehrte und aus dem Angeklagten ein Ankläger wurde, fuhr er zu dem aufmerksam zuhorchenden Doktor Schwalbe gewendet, fort: »Wie dem indessen auch sei, eben jetzt treiben in einem schönen Schloss einige Schelme ihr Wesen, denen ich etwas die Karten mischen möchte. Wie Sie wissen, kann ich die Gestalt und die Stimme jedes beliebigen Menschen annehmen, und so habe ich denn beschlossen, mich bei dem Freiherrn von Bergheim als dessen Jugendfreund einzuführen, den er freilich seit fünfundzwanzig Jahren nicht gesehen hat. Sie sollen mich als meinen Neffen begleiten. Ich verspreche Ihnen einige recht angenehme Wochen, da ich Sie in den Kreis sehr liebenswürdiger Menschen einzuführen gedenke, die uns gastfreundlich aufnehmen werden, und welchen ich daher diese Gastfreundschaft auch dadurch zu vergelten beabsichtige, dass ich neben etwas Teufelei auch gleichzeitig einiges Gute stifte. Wir werden dort noch ein paar andere junge Herren treffen.

Kurz, es sind alle Elemente vorhanden, um ein hübsches Familienstück in Szene zu setzen, dessen Schluss Sie befriedigen soll.«

»Ich danke Ihnen im Voraus für diese Aufmerksamkeit«, bemerkte unser Philosoph. »Aufrichtig gesagt (hier gähnte Doktor Schwalbe zu unserem Bedauern ziemlich plebejisch), aufrichtig gesagt also, ich fange an, mich hier ebenfalls etwas zu langweilen. Wann reisen wir?«

»Das kann jeden Augenblick geschehen. Zu bezahlen haben wir nichts, denn der Schelm von Wirt, welcher gewohnt ist, seine Gäste stets mit doppelter Kreide zu bedienen, ist froh, dass ich ihm bisher nicht allein durch die Finger sah, sondern ihn auch noch mit einigen Kunststücken bekannt machte, mit deren Hilfe er die Börsen seiner Gäste auf die liebenswürdigste und zuvorkommendste Weise um ein Bedeutendes leichter zu machen in den Stand gesetzt wird.«

»Machen Sie das, wie Sie wollen«, entgegnete Schwalbe, »doch vertraue ich Ihrem Zartgefühl, dass ich dabei nicht kompromittiert werde.«

»Durchaus nicht. Ich bringe die Rechnung ins Reine, das Übrige geht Sie nichts an.« »Nun gut. Und wann geht es fort?«

»Ich denke morgen, so gegen Dunkelwerden. Es ist eine Schwäche von mir, aber ich reise immer am liebsten bei Nacht.«

»Verstehe schon«, bemerkte der Doktor humoristisch, »bei Nacht sind alle Katzen grau, und dem Teufel sieht man es dann auch nicht an, dass er ursprünglich schwarz ist.«

»Hören Sie, mein Lieber«, erwiderte Schwefelkorn la-

chend, indem er unter einer komischen Grimasse unseren Bekannten ins Ohr kniff, »bleiben Sie mir mit Ihren Sticheleien vom Leib. Wenn ich nicht eine so zärtliche Freundschaft für Sie empfände, könnte ich es wahrhaftig als Beleidigung aufnehmen.«

»Na, Sie werden doch wohl Spaß verstehen, Alterchen«, stotterte unser Philosoph, der dieser Freundschaft doch nicht ganz zu trauen schien.

»Versteht sich, ich gehöre ja, wie Sie wissen, ohnedem unter die Klasse der gutmütigen Teufel. Also morgen reisen wir. Bleibt's dabei?«

»Ich bin ganz damit einverstanden.«

Am anderen Tag lösten die beiden Herren für den nach Westen abgehenden Zug zwei Billetts und beeilten sich, in einem Coupé zweiter Klasse ihre Plätze einzunehmen.

Eine Dame, in einen weiten Shawl gehüllt, lehnte bereits in einer Ecke desselben. So sehr sie sich auch bemühte, ihrem Gesicht einen kalten, zurückhaltenden, ja fast abweisenden Ausdruck zu geben, so musterte sie doch die Einsteigenden heimlich mit einem prüfenden Blick, obgleich sie deren Verbeugung sehr frostig, mit einer kaum merklichen Neigung des Kopfes erwiderte.

Schwefelkorn stieß Schwalbe heimlich an. »Eine alte Bekanntschaft«, flüsterte er, »später mehr.«

Der Doktor blickte infolgedessen sein vis-à-vis ziemlich scharf an. Und dieses rümpfte sehr ungnädig das gar nicht uninteressante Stumpfnäschen, als wenn es hätte sagen wollen: »Mein Herr, ich bin an derartige dreiste Blicke nicht gewöhnt.«

Indem wurde das letzte Zeichen zur Abfahrt gegeben und eben wollte sich der Zug langsam in Bewegung setzen, als

ein ziemlich korpulenter Herr außer Atem heranstürzte und schon von Weitem im ziemlich ausgeprägten jüdischen Dialekt rief: »Conducteur - Schaffner, halten Sie an, ich kann doch nicht einbüßen mein bereits bezahltes Billett!« Dieser öffnete die Tür. »Es ist gerade noch Zeit«, sagte er, und zugleich fasste er den dicken Herrn unter den Arm und gab ihm einen Ruck, dass derselbe wie ein Ballen neben Schwefelkorn in eine Ecke flog.

»Es ist erschrecklich, was die Eisenbahnen jetzt für eine Eile haben«, klagte der neue Ankömmling wieder in seinem singenden Ton, »man kann doch dabei im Handumdrehen sein Geld und zugleich auch seinen Platz loswerden.«

»Ebenfalls ein alter Bekannter«, flüsterte Schwefelkorn dem Doktor zu.

Indem fasste der Fremde die Dame ins Auge, welche eben mit einer Gebärde des Unwillens und mit einem strafenden Blick ihren Fuß zurückzog.

»Verzeihen Sie, gnädige Frau«, sagte der Dicke mit einer Verbeugung und einem entgegenkommenden Augenblinzeln, »es sollte mich doch schmerzen bis in die kleine Zehe, wenn ich sollte haben begangen in der Eile die Ungeschicklichkeit, zu berühren diesen kleinen Fuß zum Küssen.«

Die Fremde erwiderte nichts, sie rümpfte nur noch hochmütiger und vornehmer das Stumpfnäschen.

»Die gnädige Frau werden also machen dieselbe Tour wie wir?«, fragte der Redselige weiter.

»Das kann Sie doch unmöglich interessieren«, lautete die kalte abweisende Antwort.

»Oh bitte sehr, gnädige Frau. Alles Schöne interessiert mich«, und ein halb dreister, halb in Süßigkeit getauchter

Blick begleitete diese Worte.

»Mein Herr, Sie scheinen sich vollkommen zu irren ...«

»Durchaus nicht. Erlauben die gnädige Frau, dass ich mich vorstelle. Mein Name ist Maier.«

»Eine fast unerträgliche Zudringlichkeit!«, murmelte die Dame.

»Ich muss dem Püppchen nur etwas die Maske vom Gesicht ziehen«, flüsterte Schwefelkorn. »Sie gibt ihre Rolle als Vestalin vortrefflich ^ und doch ist sie eine der bekanntesten Phrynen. Aber diese Dämchen lieben es auf Reifen mitunter die Spröden zu spielen und ich will wetten, der beharrliche Herr Maier erzielt zuletzt doch noch einen Erfolg.«

Der falsche Baron räusperte sich und sagte, sich verbeugend: »Darf ich, ohne unbescheiden zu sein, fragen, ob uns noch lange das Vergnügen vorbehalten bleiben wird, dieses Coupé mit Ihnen zu teilen?«

»Nein«, lautete die kurze Antwort, »ich erwarte meinen Cousin auf der nächsten Station.« »So, so. Vorigen Winter bot sich mir in Warschau Gelegenheit, eine junge Dame kennenzulernen, die eine frappante Ähnlichkeit mit Ihnen hatte.«

Die Fremde horchte auf und warf auf den Sprecher heimlich einen misstrauischen Blick. »Dieselbe besaß sehr ausge dehnte Bekanntschaften, besonders in Offizierkreisen«, fuhr Schwefelkorn trocken fort.

Jetzt zuckte die Unbekannte unwillkürlich zusammen und lehnte sich sehr kleinlaut in eine Ecke.

»Besagte Dame«, erzählte Schwalbes Freund mit einem boshafte Grinsen weiter, »wurde schließlich ausgewiesen und das will bei der Beliebtheit, deren sie sich bei den Her-

ren Offizieren erfreute, viel sagen.«

Jetzt ließ auch Herr Maier einen pfeifenden Ton hören, als habe er eine plötzliche Entdeckung gemacht. Wie zufällig zog er sein wohlgefülltes Portefeuille heraus und blätterte in den darin aufgehäuften Banknoten.

Die stolze Dame ließ sich herab, auf diese Banknoten einen sehr gnädigen Blick zu werfen. Und der Besitzer derselben machte plötzlich ein sehr triumphierendes Gesicht.

Jetzt wendete sich aber auch Schwefelkorn zu diesem und sagte: »Wie es scheint, kennen Sie mich nicht mehr, Herr Maier?«

Dieser stutzte. »Wie heißt?«, rief er, »kann ich mich doch durchaus nicht besinnen.« »Und doch haben wir manchen Abend zusammen vergnügt verbracht. Erinnern Sie sich noch des Eierkuchens?«

»Soll mer Gott strafen, jetzt erkenne ich Sie!«, rief Maier, indem er dem verkappten Teufel die Hand reichte. »Wie geht's, mein werter Herr Grünthal? Ein famoser Spaß, der mit dem Eierkuchen, hat mir doch gekostet sechs Flaschen Champagner!«

Indem rief der Schaffner: »Station Bergedorf!«

Und sogleich erhob sich die Dame und schlüpfte, sichtlich aus einer peinlichen Lage befreit, ohne zu grüßen, aus dem Coupé.

»Entschuldigen Sie, erlauben Sie«, sagte der dicke kleine Maier, und folgte der Schönen auf dem Fuß.

»Wo wollen Sie denn so plötzlich hin?«, schrie ihm Schwefelkorn nach.

Maier machte ein pfiffiges Gesicht. »Im Fall der Cousin nicht da fein sollte«, antwortete er, und verschwand unter der Menge.

»Auf meinen Wanderungen traf es sich«, sagte Schwefelkorn zu Schwalbe gewendet, als beide nun allein waren, »dass ich in einer größeren Stadt längere Zeit verweilte und als Mitglied einer lustigen Gesellschaft häufig mit Maier zusammenkam. Derselbe ist von Natur gutmütig, besitzt aber eine starke Portion Eitelkeit und nur wenig Verstand. So benutzte man denn das eine wie das andere, um ihn zum Stichblatt vieler Neckereien und Späße zu machen. Bei einer solchen Gelegenheit hat er sich denn auch den Namen »Eierkuchen-Courier« geholt.«

»Was«, rief der Doktor, »Eierkuchen-Courier? Das muss ja eine lustige Geschichte sein, erzählen Sie mir doch dieselbe.«

»Nun, die Sache ist die, dass sich Maier bei jeder Gelegenheit sehr prahlsüchtig zeigte, und so behauptete er denn auch eines Abends, als die Rede auf die Produktionen kam, welche einer der ersten Jongleure im Zirkus zum Besten gegeben hatte, das seien bloße Kleinigkeiten, und wenn er wolle, könne er viel Besseres leisten. Einer der anwesenden Spaßvögel griff diese Worte auf und schlug ihm eine Wette vor, wonach er mit ausgestrecktem Arm einen flachen Teller, auf dem sich ein mächtiger Eierkuchen befand, zu einem ziemlich entferntliegenden Ort in einer bestimmten Zeit tragen sollte. Maier sträubte sich zwar anfangs etwas, aber durch seine eigenen Großtuereien in die Enge getrieben, gestattete ihm schließlich doch seine Eigenliebe nicht, den Vorschlag abzulehnen. Den Teller wie ein schwankendes Brett auf der Hand haltend, machte er sich auf den Weg. Und da vieles Leben auf der Straße herrschte, so war es wahrlich keine Kleinigkeit, sich ohne anzustoßen, durch das Gedränge durchzuwinden, besonders da fast jeder ihm

Begegnende neugierig stehen blieb und dem sonderbaren Courier verwundert nachblickte. Hatte sich aber Maier jemals groß gezeigt, so war es bei dieser Gelegenheit, denn kunstgerecht wich er jedem Anprall aus, geschickt bog er nach rechts und nach links, wenn ihm jemand, der ebenfalls Eile hatte, entgegenrannte. Nur eins war von ihm in seinem Eifer nicht bemerkt worden und dies eine war die Ursache, dass er schließlich doch noch die sechs Flaschen Champagner bezahlen musste. Eine große Dogge, angelockt durch den einladenden Geruch des Eierkuchens, war ihm nämlich schon seit längerer Zeit schnuppernd nachgeschlichen. Als nun unser Schnellläufer, bereits ganz nahe dem Ziel, das Unglück hatte zu stolpern, also seine volle Aufmerksamkeit auf den ins Schwanken geratenen Teller richten musste, benutzte sein vierbeiniger Begleiter diese Gelegenheit, um sich mit einem kühnen Satz des schon längst im Auge gehaltenen fetten Bissens zu bemächtigen und somit den armen Eierkuchen-Courier ganz unerwartet um die Früchte des Sieges zu bringen, welchen er bereits ganz bestimmt errungen zu haben glaubte. Sehr niedergeschlagen schlich Maier zurück und wurde von der lustigen Gesellschaft, die von dem Ausgang der Wette bereits unterrichtet worden war, mit lautem Gelächter empfangen. Aber selbst von dem Champagner bekam der kleine dicke Maier nicht einmal etwas zu kosten, denn dieser war inzwischen ausgetrunken worden. So ist ihm denn als Erinnerung an jenen Abend nichts weiter als der Name »der Eierkuchen-Courier« geblieben.«

»Eine allerliebste Geschichte«, sagte der Doktor lachend, »wissen Sie dergleichen noch mehrere?«

»An Vorrat fehlt es mir durchaus nicht, was Sie einem

Mann wie ich bin, wohl glauben werden«, antwortete sein Gesellschafter, »und jetzt eben kommen wir an eine Stelle - stecken Sie doch einmal gefälligst den Kopf zum Fenster hinaus.«

»In der Tat, romantisch genug«, meinte unser Philosoph, »hier zwei hohe Felsen, die mit den Spitzen beinahe zusammenstoßen, dort eine alte verfallene Brücke, durch welche ein Bach rauscht und weiter zurück eine Mühle in dem öden, finsternen Talgrund. Es ist wirklich eine recht unheimliche Gegend.«

»Nun«, bemerkte Schwefelkorn mit einem halb gutmütigen, halb boshaften Grinsen, »hier habe ich auch einmal eine kleine Rolle gespielt. Der Ort heißt das »Teufelsloch«. Wenn man mir aber solche Denkmäler setzt, so halte ich mich auch für verpflichtet, mitunter etwas dazu beizutragen, dass sie nicht in Vergessenheit geraten.«

»Haben Sie hier vielleicht irgendjemand den Hals gebrochen?«, fragte Schwalbe, der allmählich seinem teuflischen Gefährten gegenüber alle Scheu abzulegen begann.

»Das gerade nicht«, antwortete dieser in bester Laune, »aber ein paar junge Tölpel waren nahe dran, dies unter meiner Einwirkung zu tun. Die Erzählung ist sehr einfach - eine simple Dorfgeschichte. Aber um uns die Zeit zu verkürzen, wird sie schon ausreichen.«

»So beginnen Sie, wenn ich bitten darf.«

Herr von Schwefelkorn räusperte sich. »Also ...«

»Nun?«

»Nun, jede Sache muss doch einen Namen haben.«

»Freilich. Wie heißt also der Titel?«

»Der Titel meiner Erzählung heißt ganz einfach: Angeklagt und freigesprochen.«

»Gut. Und jetzt fangen Sie an.«

»Der alten Frau Pätzold Enkelin«, so begann Schwalbes Gesellschafter, »die schlank aufgewachsene Martha, mit dem vollen dunklen Haar, den blitzenden Augen und der stolzen aufrechten Haltung, war unstreitig das schönste Mädchen im Ort. Obgleich das Besitztum ihrer Großmutter nur in einem Häuschen und in ein paar Morgen Land bestand, so würde sie sich doch schon längst vorteilhaft haben verheiraten können, wenn sie die Eigenschaften besessen hätte, aus ihrer Schönheit den richtigen Nutzen zu ziehen. Aber Martha, die sich ihrer körperlichen Vorzüge bewusst war, besaß ein eitles, von Hochmut und Falschheit erfülltes Herz, und wenn heute einer der jungen Burschen des Dorfes glaubte, mit seinen Bewerbungen bei ihr glücklich gewesen zu sein, so sah er sich schon acht Tage später enttäuscht, indem es der schwarzäugigen Martha plötzlich einfiel, ihm mit Kälte und Spott den Rücken zu kehren und sich dafür die Bewerbungen eines neuen Anbeters gefallen zu lassen. Dass sich dieselbe durch ein solches Benehmen im Dorf eben keine großen Freunde erwarb, liegt auf der Hand, denn die übrigen jungen Mädchen hassten sie als eine gefährliche Nebenbuhlerin. Den heiratslustigen Burschen gingen zuletzt auch die Augen auf, denn schließlich mussten sie sich doch bekennen, von der Martha an der Nase herumgeführt worden zu sein. Schon so mancher von ihnen hatte ihr auch im Gefühl der erlittenen Enttäuschung Rache geschworen. Eine Strafe würde ihr falsches, hinterlistiges Benehmen gewiss auch verdient haben. Aber sobald sie merkte, dass ihr Gefahr drohe, dann entwickelte sie alle Hilfsmittel, welche ihr die Natur geschenkt hatte, um ihre Reize in desto verstärkterem Maße wirken zu lassen. In den

meisten Fällen gelang es ihr dann auch, den drohenden Sturm zu beschwichtigen und die Beleidigten von Neuem an ihren Siegeswagen zu fesseln. Zuletzt war der junge Andreas, des Waldhüters Sohn, von ihren koketten Künsten geblendet worden. Am verflossenen Sonntag hatte er im Krug fast ausschließlich, zum Ärger der übrigen jungen Mädchen und im Stillen beneidet von manchem seiner Kameraden, die durch die gemachten Erfahrungen darum doch nicht klüger geworden waren, mit der stolzen und hoffärtigen Martha getanzt. Der junge Andreas durfte sich aber auch sehen lassen und in vielen achtbaren Familien wäre er gewiss als Freier willkommen gewesen, denn er hatte nicht allein ein schönes Äußeres. Sein eng anliegender hechtgrauer Uniformrock mit den grünen Aufschlägen und Kragen hob dasselbe noch mehr hervor, sondern der Vater von ihm besaß auch ein Dutzend Morgen des besten Landes als Eigentum. Zudem wusste man, dass er einst im Amt dessen Nachfolger werden würde, da er bei dem regierenden Grafen in hoher Gunst stand.

Andreas war auch ein guter Mensch und jedermann liebte ihn. Wenn er in aufwallender Leidenschaft nicht manchmal zum Jähzorn hingerissen worden wäre, so würde man ihn für viele andere als Muster haben hinstellen können.

Je unverdorben er und offener aber sein Herz noch war, um so weniger wollte er, geblendet von den Reizen der Dorfkokette, an deren Falschheit glauben, obgleich er von mehr als einer Seite zur Vorsicht gemahnt worden war. Im Laufe des Tanzes hatte sich ihm hinlänglich Gelegenheit geboten, dem schönen, durch ansprechendes Benehmen alle seine Gespielinnen weit hinter sich zurücklassenden Mädchen seine Empfindungen an den Tag zu legen. Dieses

hatte ihm dabei so aufmunternd zugelächelt und erwiderte seinen stillen Händedruck mit solcher Wärme, dass unser Andreas in voller Seligkeit schwamm und es arglos hin-nahm, wie der Kilian, des Müllers Sohn, unter einem he-rausfordernden Blick die Martha von ihm zum Tanz be-gehrte, vertraulich den Arm um sie schlang und ihr in den Zwischenpausen unter Scherzen und Lachen allerhand zu-flüsterte.

Andreas mochte dies geschehen lassen, denn der alten Frau Pätzolds Enkelin hatte ihm ja mit einem Blick, der tief in sein Herz gedrungen war, versichert, dass sie gern seine Bewerbungen annehmen werde. Als erste Gunst war ihm die Erlaubnis erteilt worden, sie später nach Hause beglei-ten zu dürfen.

Als er nun mit ihr beim Licht des Mondes dahinwandelte - denn ihre Wohnung lag am äußersten Ende des Dorfes - da wurde er immer wärmer und beredter, und die Augen Marthas strahlten in so süßer hingebender Verschämtheit, dass er der Einwirkung eines solchen Zaubers zuletzt nicht mehr zu widerstehen vermochte und mit einem förmlichen Heiratsantrag hervortrat.

»Ich sage nicht Nein«, lautete die ausweichende Antwort, »aber bevor ich ein festes Versprechen gebe, müssen wir uns erst näher kennenlernen. Du weißt, wie viele Feinde ich im Dorf habe, wie man mich hasst und verleumdet. Deshalb wird es gut sein, wenn du erst selbst prüfst, ob ich zu dir passe.«

»Gern will ich dies tun«, antwortete Andreas.

»Und du wirst also inzwischen meine Besuche anneh-men?«

»Wenn du vorsichtig bist, denn wie gesagt, ich will nicht,

dass ich abermals ins Gerede der Leute komme.«

»Und du wirst es auch nicht zurückweisen, wenn ich dich mit einem kleinen Geschenk überraschte? In diesen Tagen gehe ich in die Stadt. Ich habe mir etwas für dich ausgedacht, um dessen Besitz dich die übrigen jungen Mädchen des Ortes beneiden werden.«

Martha lächelte als Dank für diese Aufmerksamkeit so hold, dass der junge Mann sich ein Herz fasste, sie an sich zog und ihr einen Kuss auf die brennenden Wangen drückte.

»Geh«, sagte Martha halb abwehrend, »so etwas darfst du dir nicht wieder herausnehmen, wenn du mich nicht böse machen willst.«

Aber Andreas hörte nur halb hin, sein Ohr hatte sich einem anderen Gegenstand zugewendet. Das Klappern der auf dem Weg befindlichen Mühle von Kilians Vater ließ sich in diesem Augenblick vernehmen. Ohne dass er selbst wusste, weshalb, wurde hierdurch plötzlich ein Misston in seinem Inneren wachgerufen. Der lange Kilian mit seiner spöttischen herausfordernden Miene stand auf einmal im Geist vor ihm. Er erinnerte sich jetzt mit Verdruss der freien Weise, mit welcher sich derselbe beim Tanz gegenüber Martha benommen hatte.

»Höre«, sagte er zu dieser, »ich meine es brav und ehrlich mit dir. Aber ich verlange nun auch, dass du von jetzt an alles vermeidest, was irgendeinen falschen Schein auf dich werfen könnte. Ich will dir trauen, aber gib mir keine Gelegenheit, dies zu bereuen, denn ich bin ein heftiger Mensch und es würde kein gutes Ende nehmen. Besonders den Kilian da drüben, des Müllers Sohn, halte von dir fern, denn er ist ein dreister Patron. Ohnedem hat er schon allerhand

prahlerische Reden geführt, sodass man denken sollte, es hinge nur von ihm ab, bei dir für seine Wünsche ein offenes Ohr zu finden.«

»Nun wahrhaftig, der wäre gerade der Letzte, den ich anhö- ren möchte!«, entgegnete das Mädchen und lachte hell auf, »und wenn du mir kein größeres Vertrauen schenkst, so hättest du wahrlich besser getan, deine Bewerbungen bei mir ganz zu unterlassen.«

Andreas erging es jetzt, wie es bei ähnlichen Gelegenhei- ten schon vielen seines Gleichen ergangen ist. Er bereute seine vorschnelle Äußerung und suchte die zürnende Schö- ne, welche eben im Begriff stand, mit schmollendem Blick und stolz erhobenem Kopf in das Haus ihrer Großmutter zu treten, noch einen Augenblick zurückzuhalten.

»Nun«, sagte er, »es war von mir nicht so böse gemeint. Du magst darin einen Beweis meiner großen Liebe zu dir erblicken. Ich will dir trauen, und wie gesagt, in einigen Ta- gen gehe ich in die Stadt und kaufe dir ein Geschenk, an dem du Freude haben sollst.«

Die schwarzäugige Martha lächelte wieder versöhnt und ließ diesmal ihre Hand in einer so holden und süßen Weise in der ihres Anbeters ruhen, dass dieser vollends alle Eifer- sucht vergaß und sich wieder völlig beruhigt und glücklich fühlte. Mit einem »Auf Wiedersehen, wenn ich aus der Stadt zurückkehre!« nahm er Abschied, und in seinem Le- ben war er nicht so glücklich eingeschlafen und so heiter wieder erwacht, wie jetzt, wo er sich überzeugt hielt, das Herz des schönsten Mädchens des Dorfes sein Eigentum zu nennen.

Wenn man so recht aus ganzer Seele liebt, so kennt man keinen größeren Genuss, als dem Gegenstand seiner Nei-

gung eine Freude zu bereiten. Und eine recht überraschende sollte es auch für Martha werden, das hatte sich Andreas vorgenommen, als er jetzt rüstig und wohlgenut der Stadt zuschritt.

»Guten Morgen, Meister«, sagte er, als er am Markt in den Laden eines ihm wohlbekanntes Goldschmiedes trat.

»Willkommen, mein Junge«, antwortete dieser, indem er dem Sohn des Waldhüters die Hand reichte. »Nun, ist es endlich auch mit Euch so weit? Ihr kommt gewiss, um die Trauringe zu bestellen?«

»Das eben nicht«, antwortete unser Bekannter, leicht erröthend, »aber was nicht ist, kann noch werden. Sagt mir doch, was dort das schöne Halsband von Granaten mit dem schweren goldenen Schloss kostet, welches einen schon auf fünfzig Schritte so verführerisch entgegen blinkt?«

»Nun, das muss ich sagen«, rief der schlaue Goldschmied, »Ihr versteht es aber auch gerade, das Prächtigeste in meinem Laden herauszufinden.«

»Ei, es ist auch für das schönste Mädchen in unserem Dorf bestimmt«, antwortete Andreas mit einem stolzen Blick.

»Kann mir's schon denken, habt gewiss den Vogel vor allen übrigen jungen Burschen abgeschossen und wollt jetzt auch zeigen, dass Ihr den Wert eines solchen Glückes zu würdigen versteht.«

»Nun, sagt mir also den genausten Preis«, erwiderte der junge Mann mit einem schlaunen, zustimmenden Blick. Verliebte besitzen unter anderen Dingen auch in der Regel die Eigenschaft, dass es ihnen bei dem Einkauf von Geschenken, die für den Gegenstand ihrer Neigung bestimmt sind, auf ein paar Gulden mehr oder weniger nicht ankommt.

Und so wurden auch hier Käufer und Verkäufer bald einig.

Es war bereits Nacht, als unser Bekannter, in selige Träume gewiegt, die Stadt verließ und der Heimat zueilte. Seine Gedanken befanden sich selbstredend bei Martha. Da er ein gutes Herz besaß, so hüpfte ihm dasselbe vor Vergnügen, wenn er daran dachte, mit welchem staunenden Entzücken diese die blitzenden Steine aus seiner Hand empfangen würde. Und solches sollte noch heute geschehen, das hatte er sich schon am Morgen vorgenommen. Damit für die Auserwählte seines Herzens die Überraschung noch größer würde, war ihr gestern Abend beim Abschied von ihm gesagt worden, dass sie ihn heute nicht zu erwarten brauche, da er bis spät in die Nacht auf dem Schloss beschäftigt sei.

Jetzt war es acht Uhr. Wie er so kräftig fortschritt, berechnete er, dass er um neun Uhr das Häuschen seiner Geliebten erreicht haben könnte. Dann war ringsumher bereits alles still. Er wollte an Marthas Fenster klopfen, und wenn diese dasselbe öffnete, sollte sie unter einem freundlichen Gruß die blinkenden Steine aus seiner Hand empfangen.

Endlich hatte er den Berg und die Brücke überschritten, welche ihn vom Ziel seiner Sehnsucht noch trennten. Schon tauchte in dunklen Umrissen in der Ferne die Wohnung der alten Frau Pätzold auf, jetzt schimmerte ihm bereits Licht entgegen - noch etwa zweihundert Schritte, und er stand unter dem Fenster und konnte unbemerkt das Stübchen übersehen. Behutsam zog er das kleine rote Kästchen, welches das Geschmeide barg, aus seiner Jagdtasche, schob das Gewehr bequem zur Seite und schlich, um nicht bemerkt zu werden, vorsichtig weiter. Unangenehm berührte es ihn freilich, als er gerade in diesem Augenblick unweit von ihm des Müller Kilians Esel sein heiseres, misstönen-

des Geschrei ausstoßen hörte. Das Bild seines Nebenbuhlers trat plötzlich wieder in den Vordergrund. Siedend heiß wallte sein leicht erregbares Blut auf, aber bald beruhigte er sich wieder, denn die Mühle war ja kaum tausend Schritte entfernt und der Graue konnte sich auf der Weide bis hierher verirrt haben.

Jetzt stand er unter dem Fenster Marthas und warf halb sehnsüchtig, halb neugierig einen Blick in das Gemach. Indessen das Lächeln, welches eben noch auf seinen Lippen geschwebt hatte, erstarb plötzlich bei dem Anblick, der ihm zuteilwurde. Erstarrt und wie in eine Bildsäule verwandelt, blieb er unbeweglich auf seinem Platz. In seinem Inneren begann es wieder zu kochen und er fühlte, dass blinde Wut und rasender Zorn ihm zu Kopf stiegen. Was der arme Junge sah, war nun freilich auch gerade nicht dazu angetan, seinen ohnedem aufbrausenden Charakter Beruhigung zu gewähren. Die alte Pätzold saß nämlich wie gewöhnlich, im Hintergrund der Stube und war bei ihrem Spinnrocken eingeschlummert. Weiter vorn, am großen viereckigen Tisch, hatte aber die falsche verräterische Martha Platz genommen, und dicht neben ihr konnte man den Kilian erblicken, der vertraulich seinen Arm um der Dirne Leib geschlungen und der ihr jetzt sogar einen Kuss auf die vollen frischen Lippen drückte.

Andreas war noch ein guter unverdorbenener Mensch. Er meinte es treu und redlich mit dem Mädchen, von dem er sich jetzt so arg betrogen sah. Was Wunder also, wenn ihn bei seinem ohnedem zum Jähzorn geneigten Charakter die Besinnung gänzlich verließ und er nur noch allein seiner entfesselten Leidenschaft Raum gab.

Mit einem heftigen Ruck riss er sein Gewehr von der

Schulter und wollte anlegen. Doch im nächsten Augenblick besann er sich eines anderen. Er ließ es wieder sinken und trat oder taumelte vielmehr vom Fenster zurück. Dann zog er das blinkende Halsband von Granaten hervor, schleuderte es zu Boden, zerstampfte es mit seinen Füßen und murmelte, indem sich seine Zähne knirschend übereinanderlegten: »So wie ich diese Steine jetzt der Vernichtung preisgebe, so reiße ich die Liebe, welche ich für dich Falsche hegte, nunmehr aus meinem Herzen und verachte dich, wie es eine so Unwürdige verdient! Ich hätte dich Schlange meiden und mich vor deinem Biss hüten sollen. Dass ich dies nicht getan habe, straft sich jetzt an mir! Aber wenn ich mich damit begnüge, dich zu verachten, so soll dein Buhle nicht so leichten Kaufes davonkommen und den alten Spruch: »Auge um Auge und Zahn um Zahn« will ich wahr machen, und sollte es mein eigenes Leben kosten!«

»Das war allerdings sehr frevelhaft gesprochen«, bemerkte hier Schwalbe, »denn der Mensch soll immer Herr seiner selbst bleiben, und, mit Ihrer gütigen Erlaubnis, Herr von Schwefelkorn, dem Teufel der Leidenschaft keinen Einfluss gestatten.«

»Tun Sie sich gar keinen Zwang an«, grinste der Baron, »Sie sehen aber, Andreas besaß diese Stärke nicht und war kein solcher Tugendheld, wie Sie wünschen. Im Gegenteil, er stürmte mit zornglühenden Augen fort und bald hatte er sich im Dunkel der Nacht verloren.

Wohin war er gegangen? Dort, etwa fünfzig Schritte von der Brücke, kauerte er hinter einer Felswand, von dichtem Gebüsch verborgen, die Flinte zum Schuss erhoben, als wenn er auf Wild lauerte.

Und in der Tat, ein finsterer (verbrecherisch würdet Ihr es nach Eurer menschlichen Moral nennen) Gedanke hatte sich auch seiner Seele bemächtigt. Als sich nun der Kilian, gemächlich auf dem Rücken seines starken Esels sitzend, langsam näherte, gelangte dieser Gedanke zur Ausführung. Ein Schuss krachte, als der Müller sich auf der schmalen, von keinem Geländer eingefassten Brücke befand. Unmittelbar darauf folgte ein lauter Aufschrei und schließlich stürzte der Kilian samt seinem Tier in den Bach, wobei das Wasser über beiden hoch zusammenschlug.

Einen Augenblick trat eine Totenstille ein, welche unserem Andreas sein ganzes Bewusstsein zurückgab und ihn die soeben begangene Tat in ihrer vollen Schwere erkennen ließ. Er zitterte, er erbleichte, er warf noch einmal den scheuen Blick auf die Stelle, wo sein Opfer versunken war. Dann stürzte er fort über Stock und Stein, von der schrecklichsten aller Furien (so würdet ihr Menschen sagen), von der Überzeugung des begangenen Mordes verfolgt.

Als er am anderen Morgen vor seinen Vater trat, sah er bleich wie ein Schatten aus, zeigte sich aber ergeben und gefasst.

»Lebt wohl«, sagte er mit bebender Stimme, indem er dem alten Mann die Hand reichte. »Lebt wohl, und wenn Euch von mir etwas zu Ohren kommen sollte, was Euch das Haar in die Höhe sträubt, so seid barmherzig und vergeb mir, und fluchet meiner nicht.«

»Was hast du vor?«, fragte der Waldhüter und blickte den Sohn ganz erstaunt an.

»Nichts, Vater, lasst mich gehen, ich habe Eile. Lebt wohl und betet (hier schnitt Schwefelkorn ein Gesicht) für mich.«

»Mache nur keine dummen Streiche«, entgegnete dieser,

welcher natürlich von dem Vorgefallenen nichts ahnte, aber besorgt, setzte er doch hinzu: »Andreas, Andreas, seit du mit der Martha umgehst, ist es nicht recht richtig mit dir. Es wäre ja nicht das erste Mal, dass ein junger Bursche einer solchen leichtfertigen Dirne wegen sich in Ungelegenheiten stürzte.«

»Mit der Martha und mir ist es für immer aus«, murmelte Andreas und überschritt die Schwelle des Hauses, während ihm der Vater kopfschüttelnd nachblickte.

»Junges Blut, tut selten gut«, murmelte er, »ich wette, die Falschheit des Mädchens hat ihm irgendeinen schlimmen Streich gespielt und er sinnt jetzt auf Rache. Nun, ich denke die frische Morgenluft wird ihm die bösen Gedanken vertreiben und er muss doch am Ende selbst einsehen, dass die Dirne nicht seiner wert ist.«

Indessen sich der Waldhüter auf diese Weise tröstete, hatte sein Sohn quer durch das Holz den nächsten Weg zum Flecken eingeschlagen und stand nun vor der Wohnung des Bürgermeisters still.

»Nun, was gibt es, Andreas?«, fragte der Polizeidiener, welcher sich wunderte, den jungen Menschen schon so früh an dieser Stelle zu sehen. »Habt Ihr wieder einmal einen Holzdieb erwischt? ... He, habe ich es erraten?«

»Meldet mich beim Bürgermeister einer dringenden Angelegenheit wegen«, antwortete unser Bekannter, dumpf vor sich hinstarrend.

»Hm, seid ja heute verdammt kurz angebunden.« Der alte Casper begab sich fort, um den Auftrag auszuführen.

Ein paar Minuten darauf stand Andreas vor dem Gestrengen des Fleckens.

Dieser fragte: »Nun, was habt Ihr zu berichten? Hat sich

etwas Außergewöhnliches ereignet?«

»Allerdings, Herr Bürgermeister.« Unser Bekannter senkte entmutigt den Kopf.

»So lasst hören. Ist im Wald etwas vorgefallen?«

»Nein, aber an der Brücke, die vor der Mühle liegt.«

»Ich errate schon. Ihr habt geschossen und getroffen?«

»Ja!«, tönte es dumpf von den Lippen des armen Sünders.

»Das ist schlimm«, sagte der Bürgermeister kopfschüttelnd. »Ist er denn tot?«

»Es unterliegt keinem Zweifel«, antwortete Andreas mit bebender Stimme, »und deshalb bin ich eben hier, um mich der Obrigkeit zu stellen und meine Strafe in Empfang zu nehmen.«

»Nun, es war doch wahrscheinlich ein Wilddieb und Ihr habt gewiss nur aus Notwehr geschossen? In diesem Fall wird Rücksicht auf Euch genommen werden.«

»Nein, Herr Bürgermeister, es war kein Wilddieb. Ich habe wissentlich getötet, und ich bin jetzt hierher gekommen, um mich der wohlverdienten Strafe zu unterwerfen.«

Daraufhin trat der Bürgermeister bestürzt einen Schritt zurück.

»Wie, Ihr, Andreas, der sich bisher des besten Rufes erfreute, Ihr wäret zum Mörder geworden?«

»Ja, zum Mörder!«, klang die dumpfe Antwort.

»Aber so sagt mir doch um des Himmelswillen, wer war denn das Opfer Eurer Rache?«

Unser Bekannter wollte eben hierauf antworten, als der Polizeidiener den Kopf zur Tür hineinsteckte und Meldung erstattete.

»Entschuldigen der Herr Bürgermeister, wenn ich störe, aber draußen steht der Kilian aus der Mühle und er ist

nicht mehr zurückzuhalten. Er verlangt mit aller Gewalt vorgelassen zu werden, denn er behauptet, dass er eine Sache von der größten Wichtigkeit vorzubringen habe.«

Bei dem Namen »Kilian« schnellte Andreas wie eine Feder aus Stahl in die Höhe und ein Blick unendlicher Freude schoss aus seinen Augen, denn nun wusste er doch, dass sein Nebenbuhler noch lebte, und dass er kein Mörder geworden war.

Der Bürgermeister aber sagte: »Wenn der Bursche, der Kilian, sich so ungestüm gebärdet, so lasst ihn eintreten, er mag sein Anliegen vorbringen.«

Eine Minute darauf stand der Müller im Zimmer und warf einen wütenden Blick auf Andreas, als er diesen erblickte.

»Nun, was gibt es?«, fragte der Bürgermeister.

»Ich komme mit einer Anklage.«

»Gegen wen?«

»Gegen den hier,« und er zeigte mit einem zweiten wütenden Blick auf den Sohn des Waldhüters.

»Was ist geschehen?«

»Was geschehen ist? Mause tot hat er ihn geschossen. Er liegt im Bach und rückt und rührt sich nicht mehr.«

»Wer denn?«

»Nun, wer anders als der Graue.«

»Der Graue?«, sagte der Bürgermeister kopfschüttelnd, »erklärt Euch deutlicher.«

»Nun, mein Esel, jedermann im Dorf kennt meinen Esel.«

Jetzt musste sich der Bürgermeister zusammennehmen, um seinen Ernst beizubehalten.

»Andreas, bekennt Ihr Euch schuldig?«, fragte er, sich an diesen wendend.

»Allerdings«, lautete die Antwort, und schlau fügte unser Bekannter hinzu: »Ich kam eben deshalb hierher, um die Sache in Güte abzumachen.«

»Und darum nanntet Ihr Euch einen Mörder.«

»Ein Mord bleibt es doch immer, wenn es auch nur ein Mord an einem unschuldigen Tier ist«, antwortete Andreas mit einer Pfiffigkeit, die dem besten Advokaten Ehre gemacht haben würde.

»Nun, Kilian«, begann der Bürgermeister wieder, »wie viel ist Euch der getötete Esel wert?«

Warte, du sollst an mich denken, dachte der Müller und warf seinem Nebenbuhler einen neuen boshaften Blick zu, während er laut erwiderte: »Wie viel mir der Graue wert ist? Nicht weniger als fünfzig Gulden und davon geht kein Kreuzer ab.«

»Seid Ihr bereit, diese Summe als Schadenersatz zu zahlen, Andreas?«

»Ich weigere mich dessen nicht, ich werde das Geld noch heute hier hinterlegen.«

Der Kilian machte ein langes Gesicht. Er hatte erwartet, sein Gegner würde sich dagegen sträuben, und dann war es sein Vornehmen gewesen, den Entschädigungspreis noch höher hinaufzutreiben.

»Nun«, bemerkte der Bürgermeister, »der Streit ist somit also geschlichtet und morgen könnt Ihr Euch Euer Geld holen. Jetzt seid ihr beide entlassen und künftig haltet Frieden zusammen. Die Sache läuft nicht immer so glücklich ab.«

Die beiden Nebenbuhler entfernten sich ziemlich verlegen, denn jedem sagte sein Gewissen, dass der eine so viele Schuld wie der andere habe und dass die Dirne, die schwarzäugige Martha, am Ende doch alles angestiftet

habe.

Der Müller, der Kilian, war aber ein höhnischer Mensch. Als er sich mit Andreas auf der Straße befand, blieb er stehen und sagte zu diesem gewandt: »Nicht wahr, die Martha hat dir ein hübsches Stück Geld gekostet und sie ist dir natürlich jetzt nur um so teurer geworden?«

»Keineswegs«, antwortete unser Bekannter, »und damit du siehst, dass ich keinen Groll mehr gegen dich hege, gebe ich dir dieselbe noch mit den fünfzig Gulden in den Kauf.«

»Ich danke bestens«, murmelte Kilian, »behalte dein Geschenk für dich, ich verzichte darauf.«

Der Vorfall wurde übrigens bald im Dorf ruchbar, und Martha fand es für angemessen, den Ort zu verlassen, weil ihr jedermann den Rücken kehrte. Sie begab sich zu der Residenz und dort fand sie freilich ein ergiebigeres Feld für sich.

Bald stolzierte sie in Samt und Seide einher und eines Tages heiratete sie und war dem Anschein nach eine vornehme Madame. Aber die Herrlichkeit dauerte nicht lange, denn es zeigte sich, dass ihr Mann ein Tagedieb und Faulenzer war, welcher verlangte, dass seine Frau ihn ernähren sollte. Da verschwanden denn zuerst die kostbaren Kleider im Pfandhaus, und dann fielen die einst so blühenden Wangen ein. Das frühere glatte rabenschwarze Haar hing zu beiden Seiten wirr und ungekämmt herum. Zuletzt musste dieselbe Martha, welche ehemals ein so leichtfertiges Spiel mit den Herzen der jungen Burschen in ihrem Dorf getrieben hatte, noch froh sein, dass sie sich in einer Kellerwohnung mit einer Drehrolle mühsam ihr Leben fristen konnte. Oft seufzte sie wohl schwer im Stillen über sich selbst, denn sie musste sich bekennen, dass sie durch eige-

ne Schuld ihr Glück verscherzt hatte, woran sich manche ihres Geschlechts ein Beispiel nehmen mag.«

Hier schwieg der Erzähler und Schwalbe sagte: »Als Unterhaltung während einer Fahrt auf der Eisenbahn ist die Geschichte recht zeitkürzend gewesen. Auch dass Sie den Andreas schließlich noch mit einem blauen Auge haben davonkommen lassen, hinterlässt einen guten Eindruck, denn dieser schwarzäugigen Dorfkokette wegen hätte der ehrliche Bursche es doch nicht verdient, ins Unglück gestürzt zu werden.«

»Ich bemerkte Ihnen ja schon früher«, erwiderte Schwefelkorn, dass ich besser als mein Ruf bin. Wenn mich die Menschen nicht zwingen, boshaft zu werden, so begnüge ich mich in der Regel damit, sie ihre begangenen Torheiten in ziemlich gemüthlicher Weise büßen zu lassen.«

»Das kommt darauf an, wie man es auffasst«, erwiderte der Doktor, »über die Sache ließe sich noch streiten.«

»Ja das ist eben der Widerspruch in der Natur von euch Erdenkindern«, entgegnete darauf sein Begleiter lachend, »dass ihr stets das letzte Wort behalten wollt. Ihr seid ein zänkisches Geschlecht und besitzt eine unüberwindliche Neigung, anderen das in die Schuhe zu schieben, was euch unbequem ist und was ihr gern los sein möchtet.«

Unterdessen hielt der Zug.

»Hier wollen wir aussteigen und Nachtquartier nehmen«, sagte Schwefelkorn. »Wir befinden uns in einer ziemlich großen Stadt und das Gut des Herrn von Bergheim liegt nur etwa zwei Stunden von derselben entfernt. Meinen Brief, worin ich ihm unseren Besuch ankündigte, hat er bereits empfangen und morgen nehmen wir uns einen Wagen und machen uns zu ihm auf den Weg. Bei seiner Liebens-

würdigkeit dürfen wir uns eines guten Empfanges gewärtigen. Ich bin Taschenspieler genug, um den braven arglosen Herrn glauben zu machen, dass er wirklich den Jugendfreund vor sich hat, welchen er seit fünfundzwanzig Jahren nicht mehr gesehen hat.«

Sechstes Kapitel

Die Familie Purps

Die Familie Purps bestand aus zwei alten und sechs jungen Purpsen und hatte ihre Wohnung im zweiten Hof eines weitläufigen Gebäudes aufgeschlagen, welches von mindestens dreißig Familien bewohnt wurde, die der Himmel zwar nicht mit des Lebens Gütern, aber mit desto mehr Kindern beschenkt hatte. Unter dieser teils aus Arbeitern, teils aus sehr kleinen Handwerkern bestehenden Bevölkerung hatte sich Frau Purps im Bewusstsein ihrer Würde im Laufe der Zeit eine hervorragende Stellung zu verschaffen verstanden. Frau Purps behauptete nämlich, wie sie sich sehr geheimnisvoll auszudrücken pflegte, dass sie aus dem Ministerium des Innern abstamme, woselbst ihr Vater einen hohen Platz eingenommen und dass ihre Heirat mit dem kleinen Purps, welcher ihr nie zu widersprechen wagte, lediglich eine Heirat aus Liebe gewesen sei, weshalb sie auch, dem Zuge ihres Herzens folgend, mehrere sehr vorteilhafte Partien abgelehnt habe, was, wie sie hoffe (hier machte sie dem kleinen Purps ein paar fürchterliche Augen, während dieser sich wie ein Häschen duckte) bei

Purps stets in Erinnerung bleiben werde, denn Undankbarkeit sei das grösste Laster und sie glaube bestimmt, dass kein Mitglied ihrer Familie (hier folgte ein zweiter gebietender Blick) sich so weit vergessen werde, um das, was sie vermöge ihrer Geburt zu fordern berechtigt sei, aus den Augen zu setzen. Die Wahrheit bestand nun darin, dass die Dame, welche ein sehr männliches Ansehen, einen geschwänzten Teint und die rollenden Augen eines Uhus hatte, die Tochter eines armen Kanzelisten war, welcher allerdings im Ministerium des Innern mit Abschreiben sein kärgliches Brot verdient hatte, und der sehr froh gewesen war, als der kleine Purps in einem Anfall von Sentimentalität und weil er nicht den Mut besaß, noch rechtzeitig den gestellten Schlingen zu entschlüpfen, ihm diese Last unter fünf anderen ähnlichen Lasten abnahm, um mit derselben von nun ab, keuchend und schwitzend, die steilen und ebenen Pfade dieses Lebens gemeinsam zu befahren, wobei sich bald herausstellte, dass Sonnenschein nur äußerst selten, dagegen trübes und stürmisches Wetter sehr häufig vorhanden war. Denn Purps, obgleich vollständig überzeugt, dass ihm eine außergewöhnliche Ehre dadurch zuteilgeworden sei, dass er in die Familie des seligen Kanzleirats (diesen Titel legte die würdige Dame ihrem Vater nach dessen Tode eigenmächtig bei) hineingeheiratet habe, vermochte es doch nicht weiter als bis zum Kassenboten in einem großen Bankgeschäft zu bringen und ungeachtet man seiner Ehrlichkeit oft bedeutende Summen anvertraute und Purps stets dieses Vertrauen auf das Vollständigste rechtfertigte, so stellten sich doch, mit jedem neuen Purps, welcher das Licht der Welt erblickte, immer mehr Sorgen ein. Schließlich fand es die Dame, trotz ihrer hohen bürokrati-

schen Abstammung, für angemessen, aus Sparsamkeitsgründen sich zu der Vorstadt in den zweiten Hof jenes großen Hauses zurückzuziehen, mit welchem wir den Leser bereits bekannt gemacht haben. »Madame Purps«, wie dieselbe nunmehr von ihrem Nachbarn und Hausgenossen genannt wurde, verstand es aber auch in dieser neuen Region (die Dame liebte es stets sich bilderreich auszudrücken) nicht allein ihr Ansehen aufrechtzuerhalten, sondern dasselbe noch zu vermehren. Bald flüsterte man sich in die Ohren, sie sei die Tochter eines Geheimrats und wegen ihrer Liebe zu dem kleinen Purps von ihren Eltern verstoßen. Bald hieß es wieder, sie habe einst noch eine große Erbschaft von einem Vetter in Amerika zu erwarten, der dort unermessliche Reichtümer gesammelt habe und dessen Tod jeden Augenblick gemeldet werden könne. Da nun vollends Frau Purps, wenn sie bei außergewöhnlichen Gelegenheiten einmal ausging, mit einem zwar bereits erheblich ausgebleichten, aber doch sehr umfangreichen Umschlagetuch erschien und statt einer Haube einen Hut trug, der vor etwa zehn Jahren einmal Mode gewesen war, so trug dies noch mehr dazu bei, die Gerüchte über ihre vornehme Abkunft zu verstärken. Der reiche Vetter in Amerika wurde im Hof schließlich zu einer Spukgestalt, die jeder, mit Aktenbündeln von Banknoten bepackt, gesehen haben wollte, während Frau Purps allein wusste, dass derselbe eigentlich nur ein Phantom war, welches sie hervorgezaubert hatte, um ihren Nimbus zu vermehren und der in Wirklichkeit eigentlich nur ein armer Teufel war, welcher vor Jahren über See ging, seitdem aber nur sehr wenig und durchaus nichts Tröstliches von sich hatte hören lassen. Einige Frauen in dem alten verfallenen Haus, welche gewagt hat-

ten, an der Unfehlbarkeit der Frau Purps zu zweifeln, und die sich sogar herausnahmen, verschiedene dunkle Punkte am ehelichen Himmel dieser Dame zu entdecken, indem sie dieselbe der Tyrannei gegen den armen kleinen Purps, der Zanksucht und eines ungerechtfertigten Hochmuts gegen ihre Nachbarn beschuldigten, hatte dieselbe übrigens mit solcher Zungenfertigkeit tot geschrien und war dabei mithilfe eines Besenstiels in so drohender Weife aufgetreten, dass man ihr freiwillig das Schlachtfeld überließ und es für geraten fand, jede weitere Fehde mit ihr zu vermeiden. Auf diese Weise war also, die aus dem Ministerium des Innern in so geheimnisvoller Weise abstammende Dame eine halb gefürchtete, halb angestaunte Person geworden. Sowohl ihr Gatte als auch die jungen männlichen und weiblichen Purpse fanden ebenfalls keine Veranlassung, wenigstens gegen die erste Anschauungsweise etwas einzuwenden. Purps, der Vater, ging übrigens den Mitgliedern seiner Familie mit gutem Beispiel voran, indem er es sich zur Aufgabe machte, sowohl seine dienstlichen als auch ehelichen Pflichten durch Unterwürfigkeit und strengen Gehorsam pünktlich zu erfüllen. So kam er wenigstens in den meisten Fällen noch immer mit einem ziemlich gelinden Platzregen davon, wenn seine Eehälfte es für angemessen fand, ihre Donnerkeile zu schwingen und die Schleusen ihres Zornes zu öffnen. Schließlich fühlte er sich moralisch schon so durchnässt, dass er gewohnheitsmäßig jeden neuen Guss mit dem größten Gleichmut hinnahm und schon zufrieden war, wenn ihm nach beendigtem Tagewerk von seinem weiblichen Zerberus gestattet wurde, in dem alten ledernen Lehnstuhl, dicht am Ofen sein einfaches Abendbrot einzunehmen, ohne dass er dabei durch erneuertes Rollen des

Donners gestört wurde. Die größte Freude machte es dem guten alten Purps, wenn er am Sonntag Nachmittag die Erlaubnis erhielt, die vier jungen Purps spazieren zu führen. In der Regel hing er sich bei solchen festlichen Gelegenheiten einen alten spanischen Mantel ohne Kragen um und drückte sich einen sogenannten Quäkerhut mit breiter Krempe aufs Haupt. Da er selbst sehr klein und schwächlich war, so hielten ihn viele Leute, wenn er auf diese Weise mit seinen Sprösslingen durch die Straßen schritt, für den Anführer von einem Haufen Kurrendeknaben, die in den Häusern ihre geistlichen Lieder absangen. Außer den vier männlichen Gliedern der Purps'schen Familie bestand der Reichtum derselben aber auch noch aus zwei Töchtern, von denen die Jüngste, Therese, welche eben ihr achtzehntes Jahr zurückgelegt hatte, zu Hause und mitunter wohl auch außer Haus schneiderte, während Julie, die zwei Jahre älter war, in einem Putzgeschäft arbeitete. Frau Purps hatte es trotz ihrer vornehmen Herkunft aus dem Ministerium des Innern, doch nicht unter ihrer Würde gehalten, diese beiden jungen Damen auf solche Weise schon früh daran zu gewöhnen, sich ihr Brot selbstständig zu verdienen. Sie war sogar so herablassend, jeden Sonnabend deren Wochenverdienst in Empfang zu nehmen. Von Julie können wir leider nichts weiter berichten, als was überhaupt von einer jungen Putzmacherin zu berichten ist, die durch die mütterliche Aufsicht genötigt wurde, das unter der Schnürbrust pochende Herz mehr einzuzwängen, als eigentlich wohl in ihrer Absicht lag. Außerdem war sie etwas neidisch und unter dem Einfluss dieses Neides kam es ihr dann auch nicht darauf an, eine kleine Verrätereie auszuführen. Therese oder Röschen, war dagegen ein munteres lebhaftes Kind, mit ro-

sigen Wangen, mit lachenden dunkelblauen Augen und vollem flachsblondem Haar, das wie ein Vögelchen, welches sich in seinem Käfig nach der Freiheit sehnt, von früh bis spät in der dunklen nach dem Hof hinausgehenden Stube am Fenster saß und emsig die Nadel schwang, während sie im Stillen von den Freuden träumte, welche andere junge Damen ihres Alters, die weniger unter der mütterlichen Strenge litten, genossen. Aber die Natur hatte es ihr leicht gemacht, diese Entbehrungen zu tragen, denn sie besaß ein gutes sanftes Herz. Besonders ihren Vater liebte sie über alles, und der ehrliche alte Purps liebte sie ebenso. Wie oft strich er ihr, wenn er sich mit ihr allein befand, liebkosend über das weiche Haar und nannte sie seinen Trost und seine Herzensfreude. Wie hatten beide ihre kleinen Geheimnisse, und wie nickte sie ihm heimlich beruhigend und Trost spendend zu, wenn er ausgescholten wurde. Wie oft brachte sie ihm ein Päckchen Tabak mit, das er dann vorgab, im Kontor geschenkt erhalten zu haben. Wie dankbar versicherte er ihr dann in einem unbelauschten Augenblick, wo sie beide allein waren, dass sie immer auf ihn rechnen könne und dass er niemals ein ihm von ihr anvertrautes Geheimnis verraten wolle.

Madame Purps hatte inzwischen als Selbstherrscherin für gut befunden, einige Erweiterungen in ihrem Haushalt vorzunehmen. Zwei große Zimmer im Haus, die an die ihren stießen, waren leer geworden. Sie fasste den Entschluss, dieselben an »anständige junge Herren«, welche die ländliche Stille liebten und die sich vielleicht einer »sehr achtbaren« Familie anzuschließen wünschten, zu vermieten. Zwei dürftige Betten wurden ausgestellt. Mithilfe eines benachbarten Trödlers vervollständigte die spekulative Dame bei-

de Stuben der Art, dass sie ihr nunmehr für einen »achtbaren« Herr zu genügen schienen. Nachdem diese Einrichtung zum Staunen und wohl auch teilweise zum geheimen Neid der Bewohner des Hofes getroffen war, musste der kleine Purps eines Morgens eine lange Leiter besteigen und gerade über dem Torweg einen Zettel befestigen, auf welchem in großen Buchstaben die Worte: »Herrschaftlich möblierte Wohnung zu vermieten«, zu lesen waren. Da es gerade ein Sonntag war, so erhielt Purps die Erlaubnis, sich die Pfeife anzustecken. Die Dame aus dem Ministerium des Innern war sogar so gnädig, ihm ein Gläschen Wachholderbranntwein einzuschenken.

Hierauf setzte sie sich ihrem Gatten gegenüber und sagte: »Purps, ich muss dir jetzt eine Eröffnung machen, mit der ich mich schon lange herumtrage. Purps, sieh mich an und antworte! Erkennst du auch vollständig die Ehre, welche dir dadurch zuteilwurde, dass ich mich herabließ, dir meine Hand zu reichen? Sprich, Purps, hast du auch manchmal darüber nachgedacht, was es heißt, in eine Familie zu heiraten, die im Ministerium des Innern zu Hause ist?«

»Gewiss«, antwortete der kleine Mann und bückte sich dabei, als wenn er durch etwas hindurchschlüpfen wollte. »Gewiss werde ich täglich daran erinnert, denn ich muss ja jeden Morgen, wenn ich aufs Kontor gehe, bei dem Ministerium vorbei.«

»Gut, Purps, und jetzt merke auf, was ich dir weiter sagen werde. Wer hat dich erst zum Mann gemacht, Purps? Ich war es, Purps, denn als ich mich herabließ, dir meine Hand zu reichen, warst du eine Null im Vergleich zu meinem Vater, dem Kanzleirat. Still, widersprich nicht! ... Du sagst, du tust dies nicht? ... Oh, Purps, betrübe mich nicht durch eine

Unwahrheit, denn ich habe es ganz deutlich gesehen, du hast mit den Augen gezwinkert! ...«

Der kleine Mann rutschte unruhig hin und her und rieb sich mit lächelnder Miene in sehr versöhnlicher Weise die Hände.

»Nun gut also, Purps, ich bin es gewesen, die dich zum Mann gemacht hat. So Gott will, werde ich dich noch mehr zum Mann machen. Sollte, wie ich hoffe, der reiche Vetter aus Amerika eines Tages eintreffen ...«

Purps hüllte sich hier in eine so gewaltige Wolke, als hätte er damit andeuten wollen, dass er glaube, dieser Vetter werde eines Tages völlig in Rauch aufgehen.

»Doch auch ohne diesen«, fuhr die Dame aus dem Ministerium des Innern fort, »hoffe ich, dass es gehen wird. Wir haben jetzt die beste Aussicht, einen feinen vornehmen Herrn als Mieter zu erhalten. Was meinst du, Purps, wenn einst unsere Therese dazu bestimmt wäre, eine Baroness oder eine Gräfin zu werden?«

»Hm«, machte unser Bekannter und fuhr sich mit einem sehr ungläubigen Blick mit den Fingern durch die Haare.

»Nun, warum sollte dies nicht möglich sein? Therese sieht mehr mir wie dir ähnlich und du wirst dich hoffentlich noch erinnern, welchen Zauber ich einst auf dich ausübte?«

»Ja, ja«, antwortete der kleine Mann höchst verlegen und rieb sich abermals die Hände, indem er es vermied, in die Uhuugen seiner Gattin zu blicken.

»Du bist freilich keine ästhetisch gebildete Natur«, bemerkte diese mit einem wegwerfenden Blick, »und deshalb verstehst du von solchen Dingen nichts. Aber ich wiederhole dir, ich werde dich noch zu einem großen Mann machen und du wirft in einer glänzenden Equipage fahren

und du wirst mir dann dafür danken, wie du mir schon für so viele andere Dinge zum Dank verpflichtet bist.«

Purps war froh, als dieses Gespräch durch den Eintritt seiner Kinder unterbrochen wurde. Unmittelbar nach dem Essen nahm er schleunigst seinen Mantel und setzte seinen Quäkerhut auf, um draußen vor der Stadt auf der großen Wiese den erst kürzlich angefertigten Drachen steigen zu lassen.

Trotz der zuversichtlichen Erwartungen seiner Eehälfte vergingen aber doch vierzehn Tage, ohne dass irgendeine Nachfrage nach dem »Herrschaftlich möblierten Zimmer« erfolgte. Eines Nachmittags aber, als einer der jungen Purpse sich gerade im Hof im Sand herumwälzte, brachte dieser die Botschaft, dass draußen ein feiner Herr stehe, welcher das zur Miete angekündigte Zimmer zu sehen wünsche.

Sogleich lagerte sich auf dem sonst eben nicht am mutigen Gesicht der Dame aus dem Ministerium des Innern das entgegenkommendste Lächeln. Rasch hatte sie eine reine Schürze vorgebunden und die Haare aus dem Gesicht gestrichen. Nun stand sie vor dem Fremden, knickte sehr tief und fragte, womit sie aufwarten könne, wobei sie ihn heimlich von oben bis unten sehr aufmerksam musterte.

»Sie haben ein möbliertes Zimmer zu vermieten?«, sagte dieser, indem er sein Lorgnon vors Auge hielt und mit nachlässiger Vornehmheit seine Blicke über den geräumigen Hof schweifen ließ.

»Ja, mein Herr, ein sehr feines, ein herrschaftlich ausgestattetes. Wünschen Sie es zu sehen?«

»Wenn ich bitten darf. Gefällt es mir, so nehme ich es. Sie würden nur wenige Umstände mit mir haben.«

»Oh bitte«, erwiderte Madame Purps mit einem neuen

tiefen Knicks und versetzte zugleich einem ihrer Sprösslinge einen derben Puff, der sich, den Mund weit aufreißend, mit seinem von Sand und Staub angemalten Gesicht neugierig herangedrängt hatte.

»Der Herr werden es hier sehr still und ruhig finden«, bemerkte die Dame, indem sie voranschritt und einen mit Spinnweben überzogenen, halb dunklen Korridor betrat.

»Das wünsche ich eben«, lautete die Antwort. »Meine Zeit ist sehr beschränkt und die paar Stunden, welche mir zu meiner Erholung bleiben, möchte ich in ländlicher Abgeschiedenheit zubringen.«

Frau Purps horchte hoch auf. Sie fand nun Gelegenheit, der sie schon seit geraumer Zeit im Stillen beschäftigenden Frage näher zu treten, was für eine Stellung der Fremde wohl einnehme, um danach den Mietpreis festzustellen.

»Darf ich fragen, wem ich die Ehre habe, mich gegenüber zu befinden?«, begann sie mit der ihr eigenen Dreistigkeit.

»Ich bin Bürochef!«

»Bürochef?« Es folgte ein neuer Knicks. »vielleicht im Ministerium?«

»Allerdings.«

»Große Ehre. Ich stamme ebenfalls aus dem Ministerium.«

Ein leichtes Zucken der Mundwinkel verriet, dass der junge Mann gewaltsam ein Lächeln unterdrücken musste. Doch beherrschte er sich und fragte scheinbar überrascht: »Wie, Sie stammen ebenfalls aus dem Ministerium? Waren Sie vielleicht als Portier dort angestellt?«

»Oh nein«, erwiderte die würdige Frau mit einer abwehrenden, die höchste Indignation andeutenden Bewegung, »o nein, ich habe mich vielleicht nicht verständlich genug

ausgedrückt. Mein seliger Vater, der Kanzleirat Pipenmeier?«

»Wie, der würdige Pipenmeier war Ihr Herr Vater?«

»Zu dienen, mein Herr.«

»Nun dann gratuliere ich Ihnen zu einem so berühmten Namen. Herr Pipenmeier galt als eine der Hauptstützen des Staates, sein Patent als Geheimer Kanzleirat war bereits ausgefertigt, als er plötzlich starb.«

Frau Purps hob den Kopf stolz in die Höhe. Mit der Stimme einer Märtyrerin sagte sie: »Ich heiratete aus Liebe oder vielmehr aus Mitleid, um meinen Mann vor einem Selbstmord zu bewahren.«

»Welcher Edelmut! Ich schätze Sie jetzt um so höher, Madame.«

Eine neue, sehr gnädige Verbeugung erfolgte. Doch die Dame hatte noch etwas auf dem Herzen, ihre Uhuaugen ruhten noch immer heimlich forschend auf dem Fremden.

»In Ihrem Alter schon Bürochef?«, bemerkte sie, »das kommt nicht häufig vor.«

»Ja«, entgegnete diese nachlässig lachend. »Geld und Protektion spielen heutzutage noch immer eine große Rolle. Der Staat liebt Beamte, die auch äußerlich ihren Rang zu repräsentieren imstande sind.«

Der neue Mieter war also reich. Frau Purps erhöhte das Mietgeld sofort im Stillen um einige Taler. Um aber auch zugleich ihr eigenes Ansehen in den Augen des fremden Herrn zu heben, sagte sie: »Augenblicklich leben wir auf einem etwas beschränkten Fuß, aber in Amerika wohnt ein Vetter von uns - ein Millionär - welchen wir als dessen nächste Verwandte beerben.«

»Dann geht es Ihnen gerade so wie mir. Auch ich habe ei-

nen steinreichen Onkel, der mir einst seine Reichtümer vermachen wird.«

Frau Purps machte nun einen ihrer tiefsten Knickse. Zugleich drehte sie den sehr rostigen Schlüssel in dem ebenso rostigen Schloss. Einen Augenblick darauf standen beide in dem zu vermietenden Zimmer.

Alte geschwärzte Wände, deren ursprüngliche Farbe einst blau gewesen war, die aber nun ein verschwommenes Grau zeigten, starrten ihnen entgegen. Dünne, an vielen Stellen bereits ausgebesserte Tüllgardinen bekleideten die Fenster. In einer Ecke stand ein dürftig aussehendes Bett. Sechs wacklige Stühle, und ein ebenso wackliger Tisch sowie ein Sofa mit verbleichtem Überzug bildeten das übrige Ameublement.

»Alles aufs Bequemste eingerichtet«, bemerkte die Dame aus dem Ministerium des Innern mit der ihr eigenen Dreistigkeit.

Der Fremde nickte. »Ich bin an Einfachheit gewöhnt, dies genügt mir.«

»Und eine Aussicht, ganz dem ländlichen Charakter angemessen«, fuhr Frau Purps fort, indem sie zum Hof zeigte, wo gerade die Wäsche von einem halben Dutzend Familien zum Trocknen aufgehängt war.

»In der Tat vortrefflich«, lautete die Antwort, und abermals lagerte sich ein spöttisches Lächeln um den Mund des jungen Mannes. »Darf ich fragen, was das Zimmer für den Monat kostet?«

»Zwanzig Gulden, mein Herr. Als Bürochef ...«

»Natürlich, natürlich«, warf der Herr leicht hin. »Geld spielt bei mir keine Rolle, wenn es, wie hier, darauf ankommt, mit einer so lebenswürdigen Familie in Verkehr

zu treten.«

Es war, als ob die Sonne auf dem Gesicht der Amazone plötzlich aufgegangen wäre, so huldvoll lächelte sie nun.

»War das Ihre Fräulein Tochter, welche ich vorhin am Fenster sah?«, fragte der neue Mieter.

Bei Frau Purps bildete sich sogleich eine weitere Kombination. Ihre Tochter Therese - der junge Bürochef, im Hintergrund der mystische Vetter aus Amerika - man konnte nicht wissen, wenn man es schlaue anfang - vielleicht zuletzt eine Heirat - dies waren die Gedanken der würdigen Frau, als sie nun mit der größten Freundlichkeit die Antwort gab: »Ihnen zu dienen, mein Herr, ich hoffe es gefällt Ihnen einen Augenblick bei uns einzutreten. Ich zähle Sie schon halb zu unserer Familie und meine Tochter Therese wird sich gewiss freuen, Ihre Bekanntschaft zu machen.«

»Die Ehre ist ganz auf meiner Seite«, sagte der junge Bürochef, sich sehr zuvorkommend verbeugend.

»Nun, und Sie werden also das Zimmer behalten?«

»Selbstredend. Ich erlaube mir, Ihnen hiermit die erste Monatsrate einzuhändigen«

Die Uhuaugen der würdigen Frau Purps leuchteten, als der Fremde sein Portemonnaie hervorzog und drei Goldstücke in ihre breite knochige Hand legte. So viel Geld hatte sie seit Langem nicht zusammengehabt. Krampfhaft schloss sie ihre Finger, als befürchte sie, dieser Schatz könne ihr wieder entrissen werden.

»Mein Name ist Heidenreich«, bemerkte ihr neuer Mieter leicht hin.

»Baron von Heidenreich?«

»Nein, schlichtweg Heidenreich. Ich hoffe, dies wird mir doch in Ihren Augen keinen Abbruch tun?«

»Oh, keineswegs. Die noblen Manieren machen den feinen Herrn. Überdies bei Ihrer hohen amtlichen Stellung und bei den Geldmitteln, über die Sie zu gebieten haben ...«

»Ja, ja«, seufzte der junge Mann, »trotzdem bin ich aber doch ein armer Mensch. Wenn man so allein in der Welt dasteht, kein Herz hat, von dem man sagen kann, dass es einem gehört ...«

»Nu, nu«, tröste Frau Purps sehr salbungsvoll, »unverhofft kommt oft. Manchmal findet man das, was man sucht gerade da, wo man es nicht sucht.«

»Aufrichtig, Madame, da wir gerade so vertraut miteinander sprechen, ich frage weder nach Stand und Gut. Was ich suche, ist ein weibliches Gemüt, welches mit dem meinen harmoniert und natürlich, etwas kommt das Äußere dabei auch in Betracht.«

»Das sind sehr edle Grundsätze (die liebenswürdige Dame applizierte hierbei gleichzeitig einem der sich herandrängenden, maulaufsperrenden jungen Purpse einen kräftigen Backenstreich), sehr edle Grundsätze, welche ich meinen Töchtern ebenfalls eingeprägt habe.«

»Apropos, Sie wollten ja die Gewogenheit haben, mich Fräulein Therese vorzustellen.«

»Große Ehre. Sie ist etwas schüchtern, aber ihr Herz, ja ich kann wohl sagen, sie besitzt mein Herz.«

Während dieses Gesprächs waren beide in das Wohnzimmer getreten. Therese schien wirklich mehr als schüchtern zu sein, denn sie bebte nicht allein förmlich zusammen, als sie den Fremden erblickte, sondern wurde auch feuerrot und beugte sich tief auf die Arbeit, mit der sie beschäftigt war, herab.

»Therese, dieser Herr - der Herr Bürochef aus dem Minis-

terium, unser neuer Mieter, wünscht dir sein Kompliment zu machen.«

Das junge Mädchen wollte sich erheben, aber Herr Heidenreich bat sehr zuvorkommend, sich nicht stören zu lassen und machte eine tiefe achtungsvolle Verbeugung.

»Ich bin entzückt Ihre Bekanntschaft zu machen, mein Fräulein. Eine so liebliche Blume glaubte ich unter diesen ...«

Der Sprecher hielt inne, aber er verzog ein Gesicht, als ob er hätte sagen wollen, »glaubte ich unter diesen Disteln nicht zu finden.«

Mutter Distel nahm nun das Wort. »Nun, so antworte doch, Therese, der Herr Bürochef muss ja glauben, dass du das Sprechen verlernt hast.«

Diese errötete von Neuem. »Ich ... ich ... seien Sie willkommen, mein Herr ...«

Mutter Purps zeigte eine Grimasse, als hätte sie der hübschen blauäugigen Therese einen handgreiflichen Wink wegen ihres linkischen Benehmens geben wollen. Sie besann sich aber noch zur rechten Zeit eines Besseren und sagte: »Die reine unverdorbene Natur, die schlägt ganz nach mir!«

»Nun, ich will nicht weiter stören«, bemerkte der Fremde, kurz abbrechend, »morgen ziehe ich ein und dann hoffe ich, das Fräulein wird sich nach und nach an meine Gesellschaft gewöhnen.« Er verbeugte sich artig, und Madame Purps knickte nun zweimal sehr tief. Als er weg war, schleuderte sie aber ihrer Tochter einen ihrer garstigsten Blick zu und sagte: »Du hast dich wie eine dumme Gans benommen, und ich hätte dir einen derben Puff in den Rücken geben können! Weißt du auch, wer der Herr ist? Er ist

Bürochef im Ministerium und steinreich. Ich sah es ihm an, er hatte gleich vom ersten Augenblick ein Auge auf dich geworfen, aber du saßt ja da wie ein Stück Holz. Deine Schwester, die Julie, würde sich ganz anders benommen haben.«

»Aber ich konnte ihm doch nicht gleich um den Hals fallen«, stotterte Therese und beugte sich wieder über ihre Arbeit.

»Um den Hals fallen! ... So ein junger Herr will angeregt sein, man muss seinen Vorteil wahrnehmen. Auf diese Weise ist schon manche Heirat zustande gekommen.«

Während Frau Purps ihrer Tochter diese Lehren gab, hatte der neue Mieter unter den neugierigen Blicken sämtlicher Frauen und Kinder den geräumigen Hof durchschritten und trat eben unter den Torweg, als ihm Papa Purps, der gerade vom Kontor zurückkehrte, begegnete. Es war auffallend, wie schlau das kleine Männchen lächelte und wie pfiffig er mit den Augen blinkerte, als er den Gruß des jungen Mannes erwiderte. Man konnte sogar einen Moment glauben, beide würden stehen bleiben und sich wie zwei alte Bekannte die Hände schütteln. Aber aus Furcht vor den Späherblicken begnügten sie sich schließlich doch damit, nach Art der Freimaurer einige geheime Zeichen miteinander auszutauschen. Dann schlüpfte der kleine Purps, welcher im Hintergrund bereits die Gestalt seiner Gattin erblickte, behände vorüber, aber mit einem Ausdruck, als ob ihm das böse Gewissen auf dem Gesicht geschrieben stände.

»Purps«, sagte sein ehelicher Hausdrache, als er in die Stube trat, »das eine Zimmer ist vermietet.«

»So?«, antwortete dieser, indem er den Verwunderten

spielte, »na, das freut mich!«

»Das freut dich? Ja, ich glaube selbst, dass dich das freut! ... Aber glaube ja nicht, dass du dich nun dem Müßiggang ergeben kannst, weil nun ein vornehmer Herr bei uns wohnt.«

»Ein vornehmer Herr?«

»Ja, ein Bürochef aus dem Ministerium.«

Zum Glück kehrte sich Frau Purps eben um und konnte somit den bedeutungsvollen Blick nicht bemerken, welchen das kleine Männchen mit seiner Tochter Therese austauschte.

»Purps«, fuhr seine Frau fort, »du wirst bei dem Herrn alle Dienste verrichten, die dieser fordert.«

»Ja, ja, an mir soll es nicht liegen.«

»Im Fall er sich nicht seinen eigenen Diener mitbringt«, setzte sie hinzu.

»Wo soll denn der schlafen, etwa unter seines Herrn Bett?«, wagte Purps in einem Anfall von Humor hinzuzusetzen.

»Sprich nicht so einfältig, nötigenfalls könntest du ihm Platz machen.«

»Na, Gott stehe mir bei«, sagte darauf der kleine Mann lachend. »Du vergisst, dass ich das Bett mit dir teile.«

»Purps«, erwiderte seine Gattin sehr indigniert, »ich untersage dir ein für alle Mal, solche frivolen Witze zu machen. Als die Tochter eines Kanzleirates verbietet es mir der Anstand, solche anzuhören. Merke dir das für die Zukunft und erinnere dich stets daran, welche Ehre ich dir erwies, als ich dir meine Hand reichte.«

Der kleine Mann, längst an unbedingte Unterwürfigkeit gewöhnt, rieb sich wie gewöhnlich mit einem sehr versöhn-

lichen Lächeln die Hände und schien vollkommen befriedigt, als seine Frau schließlich den Tisch deckte und ihm sein frugales Mahl vorsetzte.

So weit war unser Bekannter, der Baron von Schwefelkorn in seinen Mitteilungen über die Familie Purps gekommen, als er hiervon abbrechend, zu dem aufmerksam zuhörenden Schwalbe sagte: »Wir müssen uns nun darauf vorbereiten, selbst eine tätige Rolle bei dem weiteren Verlauf der Ereignisse zu übernehmen.«

»Wie, wir sollen persönlich dabei mitwirken?«

»Allerdings. Die Sache wird ergötzlich genug werden. Ich habe Ihnen ja gesagt, dass ich lange so schlimm nicht bin, wie mein Ruf ist. Die Menschen hassen mich, weil ich ihre Untugenden strafe und ihre Bosheiten nicht selten zuschanden mache. Es ist dann freilich leicht, die Sachen dem Teufel in die Schuhe zu schieben und sich selbst reinzuwaschen. Diesem alten Hausdrachen, welcher auf dem armen kleinen Purps fortwährend unbarmherzig herumtrommelt, der ebenso habgierig wie selbstsüchtig, ebenso hartherzig wie prahlsüchtig ist, habe ich es schon lange zgedacht, und jetzt soll er etwas Tüchtiges auf seinen Eulenschnabel bekommen.«

»Nun, was für einen Plan haben Sie denn ausgedacht?«

»Sie wissen doch, dass Frau Purps noch ein zweites möbliertes Zimmer zu vergeben hat, welches nur durch eine Tür von dem des Bürochefs getrennt ist?«

»Allerdings erwähnten Sie dessen in Ihren Mitteilungen.«

»Nun, dieses Zimmer wollen wir mieten.«

»Und dann?«

»Das Übrige findet sich. Ich plaudere nicht vorher, sonst geht das Interesse verloren.«

»Gut. Handeln Sie, wie es Ihnen angemessen dünkt, ich richte mich ganz nach Ihnen.«

Etwa acht Tage später befanden sich Schwefelkorn und der Doktor im Besitz der hier erwähnten Stube. Da der Er-tere, ebenfalls ohne zu handeln, einen sehr anständigen Mietpreis bezahlt hatte, so befand sich die Dame aus dem Ministerium in der besten Laune, die sich noch steigerte, als ihr der verkappte Herr von Schwefelkorn verschiedene nicht unerhebliche Nebenverdienste zufließen ließ.

Nur eins setzte Frau Purps in Missstimmung, dass nämlich der reiche Herr Heidenreich sich auf das genaueste Maß der Ausgaben beschränkte und plötzlich ebenso den Sparsamen herauskehrte, wie er früher, beim Mieten, den Freigebigen spielte. Vergebens hatte sie alle Ecken und Winkel durchsucht, um vielleicht einen gebratenen Kapaun, ein Stück geräucherten Lachs oder eine bereits angebrochene Flasche Wein zu entdecken. Frau Purps war nämlich schon seit längerer Zeit einem Hausdieb auf der Spur. Da sich bei ihrem Mieter aber nichts Essbares vorfand, so musste der Hausdieb vorläufig außer Verfolgung gesetzt werden. Und Frau Purps war genötigt, sich gleichzeitig mit sehr verdrießlicher Miene den Mund zu wischen, welcher ihr bereits nach allerhand Leckerbissen gewässert hatte. Das, was sie noch einigermaßen tröstete und mit dem Bürochef wieder aussöhnte, war der Umstand, dass er der hübschen Therese alles Ernstes den Hof machte und bereits nicht undeutliche Winke hatte fallen lassen, dass es ihm wirklich um eine dauernde Verbindung mit derselben zu tun sei. Sobald es nur irgend seine Zeit gestattete, saß er an der Seite des schönen Mädchens und sagte ihr tausend Schmeicheleien und blickte ihr verlangend in die dunklen

Augen, die dann schelmisch aufblitzten, während sich der kleine frische Mund zu einem aufmunternden Lächeln verzog. Einmal kam sogar die würdige Mutter dazu, wie der Herr Bürochef Thereses Hand sehr zärtlich drückte. Ohne in Verlegenheit zu geraten, erklärte, er habe dem Fräulein eben aus der Hand wahrgesagt. Es sei unzweifelhaft, dass dieselbe eines Tages noch eine große Dame werden würde und diese niedliche Hand müsse sich ganz prächtig ausnehmen, wenn Therese, als die Repräsentantin des Hauses, ihren Gästen im engen Freundeskreise den Tee serviere.«

Frau Purps glaubte natürlich diesen Wink vollständig zu verstehen und sah sich bereits in Gedanken als künftige Schwiegermutter auf der höchsten Höhe der Macht im Ministerium. Sie schrieb sogar in Gedanken schon Steuern aus, um ihren Haushaltsetat zu verbessern, natürlich alles auf konstitutionellem Wege. Und wie das gemacht wurde, das musste ja der Herr Bürochef wissen. Auch hatte sie schon im Stillen beschlossen, dahin zu wirken, dass dem seligen Kanzleirat Piepenmeier aus den geheimen Fonds ein prächtiges Denkmal gesetzt würde, denn ein Geheimnis hatte Piepenmeier ja stets umgeben und seine Verdienste um die Vielschreiberei waren zu bekannt, als dass der Staat sie hätte ignorieren können.

Auch Schwefelkorn und Schwalbe wurden mit ihrem Nachbar nach und nach bekannt und sie fanden, dass es demselben keineswegs an Unternehmungsgeist fehlte. Da sie ihm bei der schönen Therese keine Konkurrenz machten, im Gegenteil sich gern behilflich zeigten, wenn es galt, Mutter Purps Sand in die Augen zu streuen, so wurden sie bald näher vertraut miteinander und statteten sich gegenseitig Besuche ab, indem sie ganz einfach die Zwischentür

öffneten. Papa Purps lächelte nach wie vor geheimnisvoll, rieb sich die Hände und machte mitunter ein Gesicht, als sei er, wie jener Römer bereit, sich nötigenfalls in einen Abgrund zu stürzen, um durch solche Aufopferung zwei gewisse Personen davor zu bewahren, dass sie nicht ebenfalls von diesem Abgrund verschlungen würden, worunter nämlich Purps sehr boshafterweise seine Frau verstand. Nur von einer Person wurde Heidenreich im Stillen gehasst, und diese Person war Julie, welche es nicht ertragen konnte, dass ihre Schwester von ihm so bevorzugt und sie dagegen völlig unbeachtet gelassen wurde. Ihr neidisches Gemüt hatte sich vorgenommen, hierfür bei passender Gelegenheit Rache zu üben.

Wir werden im Verlauf der weiteren Begebenheiten sehen, auf welche Weise sie diesen Vorsatz ausübte.

Eines Tages war große Bewegung im Purps'schen Haus. Herr Heidenreich hatte drei Plätze im Theater genommen, und Mutter Purps, welche darin einen neuen Fortschritt für ihre geheimen Pläne erblickte, wenn der junge Bürochef sich mit Therese öffentlich zeigte, war so gnädig, zu erlauben, dass Herr Heidenreich ihre Töchter dorthin führte. Auch auf die Bemerkung, dass die Rückkehr sich vielleicht etwas verzögern dürfte, hatte sie mit einem zustimmenden Kopfnicken geantwortet. Therese sah wirklich reizend aus, als sie an der Seite des jungen Mannes in den Wagen stieg. In Julies Blicken spiegelte sich dagegen zwar etwas der Neid, aber das Verlangen, ein so ungewohntes Vergnügen zu genießen, erhielt sie doch bei guter Laune. Papa Purps endlich winkte bedeutungsvoll, als er den Kutschenverschlagn zuschlug, kratzte sich aber doch sehr nachdenklich am Kopf, als er in den Hof zurückkehrte, und sah aus, als

ob er nun wirklich den beabsichtigten Sprung in den Abgrund tun wollte.

»Passen Sie auf«, sagte Schwefelkorn zu Schwalbe, »diesen Abend gibt es etwas.«

»Wie so? Ich wüsste doch nicht, dass etwas Besonderes vorgefallen wäre.«

»Es wird aber etwas vorgefallen.«

»Werden wir denn auch eine Rolle dabei spielen?«

»Na, so ein klein wenig. Wir können doch nicht den armen Jungen, den Heidenreich, für den ich mich nun einmal interessiere, in der Patsche sitzen lassen.«

»Also um Heidenreich handelt es sich?«

»Ich sage nichts. Die ganze Wirkung geht ja verloren, wenn Sie den Inhalt des sich vorbereitenden Melodramas schon im Voraus wissen.«

Inzwischen hatte sich der kleine Purps unter dem Vorwand, ein Glas Bier in der Nachbarschaft zu trinken, von seinem Cerberus Urlaub für den Abend erbeten. Da die Dame, weil sie den Traum ihrer ehrgeizigen Hoffnungen um ein Bedeutendes der Wirklichkeit näher gerückt glaubte, besonders guter Laune war, so wurde ihm derselbe in Gnaden mit dem Bedeuten gewährt, sich aber pflichtschuldigst Punkt zehn Uhr wieder einzufinden. Purps versprach feierlich, doch aber mit einem Gesicht, welches deutlich genug ein böses Gewissen verriet, das in ihn gesetzte Vertrauen nicht zu missbrauchen, hing seinen langen spanischen Mantelkragen um und trabte dann, als ob er Kurierdienste zu verrichten hätte, oder als ob er irgendeinem bösen Geist entfliehe (ob das eine oder das andere, schien zweifelhaft) die Straße entlang. Madame Purps, nachdem sie die jungen Purpse zu Bett gebracht hatte, setzte sich in den alten leder-

nen Lehnstuhl und braute sich ein mächtiges, schon einer kleinen Bowle ähnliches Glas Grog, welches sie zuerst sehr liebevoll anblinzelte, dann aber, wohl im Hinblick auf die Hinfälligkeit aller irdischen Dinge, in langen behaglichen Zügen in dem Katarakt ihrer Speise- respektive ihrer Getränkeöhre verschwinden ließ- Die Dame ministeriellen Ursprungs liebte es, in Stunden, wo sie sich unbelauscht wusste, dem Bacchus derartige Weiheopfer zu bringen und es war sogar schon vorgekommen, dass der kleine Purps von ihr beschuldigt wurde, heimlich den steinernen Krug, in welchem der Wachholderbranntwein aufbewahrt wurde, geleert zu haben, während er doch ganz bestimmt wusste, dass ihm seine Gattin nicht mehr als drei kleine Schnäp-schen während einer ganzen Woche gereicht hatte. Je mehr nun der Cerberus von dem heißen duftenden Getränk zu sich nahm, um so mehr rötete sich dessen dicke, raubvogel-artig gebogene Nase, und um so größere Dimensionen nah-men die Gebilde an, welche seine Phantasie hervorzauber-te. Bereits rasselte sie als die künftige Schwiegermutter des ministeriellen Bürochefs in einer eleganten Equipage durch die Straßen, schon erteilte sie Audienzen und nahm Bitt-schriften entgegen. Endlich kam sie sogar auf den Gedan-ken, sich sämtlicher geheimen Fonds zu bemächtigen, um damit eines Tages ebenso geheim zu verschwinden. Gerade als Mutter Purps bei dem schönsten ihrer Träume ange-langt war, dabei aber mit einem tiefen Seufzer bemerkte, dass das vor ihr stehende Glas bereits um mehr als zwei Drittel geleert war, wurde draußen der alte rostige Klingel-zug in so heftige Bewegung gesetzt, dass die Dame, trotz ihres vortrefflichen Nervensystems, ordentlich zusammen-fuhr. Brummend erhob sie sich und ihr erster Gedanke

war, dass Purps sich ein Räschchen angetrunken habe und in seiner Unzurechnungsfähigkeit dieses strafbare Attentat begehe. Dann aber tauchte plötzlich ein Gedanke bei ihr auf, vor dem die Blitze, welche bereits über ihr grauschwarzes Antlitz zuckten, verschwanden und dagegen milder Sonnenschein hervortrat. *Wenn es nämlich, so dachte sie, der fabelhafte Vetter aus Amerika wäre, der ihr noch am späten Abend diese Überraschung bereite und nun käme, um seine angehäuften Schätze in ihren breiten, nicht eben einladenden Schoß zu schütten?* Freilich fand sich Frau Purps auf das Bitterste enttäuscht, als sie schließlich öffnete. Ein Geheimnis wurde ihr ganz unerwartet offenbar, welches sie mit fürchterlichem Gekrach auf einmal viele tausend Klafter aus dem Himmel ihrer phantasiereichen Träume herabstürzte. Wie sie nun in ihr Zimmer zurückkehrte, zuckten furchtbare Blitze über ihr Antlitz und ihre Stimme ahmte in so grausenerregender Weise das Rollen des Donners nach, dass die kleinen in der Nebenstube schlafenden Purpse erschrocken emporfuhren und um Hilfe schrien. Worin die Eröffnungen bestanden, welche der Dame gemacht worden waren, müssen wir den Lesern vorläufig noch verschweigen, aber aus dem Zustand, in welchem sich die würdige Frau befand, ließ sich schon schließen, dass dieselben haarsträubender Natur gewesen sein mussten. Ein Glück für den kleinen Purps, dass sich derselbe in diesem Augenblick nicht anwesend befand, denn dieser war, wie wir wissen, bei jeder Gelegenheit der Prügeljunge des ehelichen Zornes und wer weiß, ob er nicht in diesem Augenblick bis auf den letzten Rest ausgeprügelt worden wäre. Da er aber, in Folge des erhaltenen Urlaubs, zu seinem Heil nicht erschien, so musste sich die Amazone vorläufig damit begnügen, alle

zehn Finger in einer Weise auszustrecken, als ob sie jemand mitten ins Gesicht springen wollte. Dann braute sie sich, um in eine noch gehobenere Stimmung zu kommen, ein neues Glas Grog. Schließlich löschte sie das Licht aus, zog sich in den entferntesten Winkel des Zimmers zurück und lauerte dort wie eine alte Kreuzspinne, die jeden Augenblick bereit ist, sich auf ihr Opfer zu stürzen.

Inzwischen war das Theater beendet und die Zuschauer-räume begannen sich zu leeren. Therese hatte sich köstlich amüsiert und dieses Vergnügen war durch den Austausch sehr zärtlicher Blicke und sehr warmer heimlicher Händedrücke mit Heidenreich noch gesteigert worden, von denen die argwöhnische Julie allerdings einige unter dem Eindruck eines rachsüchtigen Neides auffing. Der junge Bürochef zögerte absichtlich, mit der Menge sogleich das Haus zu verlassen. Er gab vor, dass das Gedränge zu groß sei, und dass es geraten erscheine, dasselbe zu vermeiden, um den Damen keine Unbequemlichkeiten zu bereiten. Schließlich aber musste er doch auch aufbrechen. Als man ins Freie trat, war kein Fiaker mehr zu haben.

»Fatal«, bemerkte Heidenreich, »und jetzt gerade fängt es an zu regnen.«

»Aber wir können doch hier nicht warten«, warf Julie ein, die sich in sichtbar übler Stimmung befand.

»Das wollen wir auch nicht«, erwiderte der junge Mann. »Nun, so kommen Sie, wir sind an das Gehen gewöhnt und die halbe Stunde werden wir bald zurücklegen.«

»Wie, zu Fuß? Was würden Sie von meiner Galanterie denken? Nein, das gebe ich auf keinen Fall zu!«

»Nun, was wollen Sie denn tun?«

»Hier in der Nähe ist ein Halteplatz, dort treffe ich be-

stimmt einen Wagen. Bitte, nehmen Sie einstweilen meinen Regenschirm, wir werden gleich wieder zurück sein.«

Ehe Julie noch dagegen Protest einzulegen vermochte, war der junge Mann mit Therese, deren Arm in dem seinen ruhte, in der Dunkelheit verschwunden, während Julie allein zurückblieb und beiden misstrauisch nachblickte.

»Er mag sich in acht nehmen, wenn er mich hintergeht«, murmelte sie trotzig mit dem Fuß stampfend, »es ist nicht alles richtig zwischen den beiden, das habe ich längst bemerkt. Wenn ich ihm heute vielleicht unbequem geworden bin und er mich gern los sein möchte, so soll ihm das schlecht bekommen!«

Sie wartete eine Viertelstunde, sie wartete eine halbe Stunde und immer drohender und finsterer wurde ihr Gesicht.

Es unterliegt ja gar keinem Zweifel, dachte sie, das ist ein mit kalter Überlegung ausgedachtes Komplott! Man hat mich also beseitigen wollen, ich bin dem Pärchen unbequem geworden, aber - und hier schlugen die Flammen der Eifersucht bei ihr empor - ich werde ihnen einen Strich durch die Rechnung machen und sie sollen ihre Falschheit gebührender Maßen büßen!

Mit Blicken, die nichts Gutes weissagten, machte sie sich nun auf den Weg. Mit Rache im Herzen kam sie bei der elterlichen Wohnung an. Bereits herrschte auf dem großen weiten Hof vollständige Stille, alle Fenster waren dunkel und auch in der eigenen Wohnstube brannte kein Licht mehr.

»Mama scheint bereits zu Bett gegangen zu sein«, murmelte Julie, »sie geht stets früh zu Bett. Aber heute will ich für sie wachen! Etwas passiert, dies ohne mich, und morgen soll die Mutter alles erfahren! Die Hinterlistigen ... aber ich

werde sie mit gleicher Münze bezahlen und müsste ich die ganze Nacht hier zubringen!«

Mit diesen Worten huschte das junge Mädchen hinter einen großen Holzstoß, welcher dicht am Torwege aufgehäuft war und drückte sich dort in die verborgenste Ecke, mit dem Vorsatz, die Rückkehr Heidenreichs und ihrer Schwester abzuwarten.

Diese beiden hatten inzwischen, als sie Julie verließen, bald die nächste Straßenecke erreicht. Dort tauchte plötzlich der kleine Purps wie ein Gnom hinter einem Pfeiler auf.

»Sind Sie es, Papa?«

»Ja«, flüsterte dieser ängstlich, »aber beinahe wäre ich wieder umgekehrt. Es ist doch gar zu schrecklich ...«

»Nun, es wird ja nicht gleich den Kopf kosten. Mama schläft längst und erfährt daher auch nicht, wann wir zurückgekehrt sind.«

»Aber es könnte doch möglich sein! ... Wenn sie uns nachgeschlichen käme oder uns an einer Straßenecke auflauerte ... Kam da nicht jemand? ...« Der kleine Mann sah sich scheu um.

»Lieber Vater«, sagte Therese Mut einsprechend, »ich riskiere ja dasselbe wie du?«

»Schon recht, schon recht, indessen ein Komplott bleibt es immer.« ^

»Wie kann das ein Komplott sein, wozu du deine Einwilligung gegeben hast«, fuhr das junge Mädchen fort. »Du warst bisher der stille Mitwisser unseres Geheimnisses, du hast unsere Liebe gebilligt und jetzt, wo wir einmal ein paar frohe Stunden verleben wollen, verlierst du den Mut. Und doch, sprich Papa, sind deine glücklichen Augenblicke

nicht auch gezählt?»

»Freilich«, sagte der kleine Mann den Kopf senkend und an das Kreuz, welches ihm auferlegt war, denkend. »Freilich, du weißt ja, dass sie mir kaum die Luft, welche ich einatme, gönnt.«

»So kommen Sie, Papa«, fiel hier Heidenreich ein, »und schlürfen Sie heute einmal Champagner. Beim Champagner erteilen Sie mir und Therese dann ihren Segen.«

»Den habt Ihr ja schon längst«, sagte Purps mit einer Mischung von Jovialität und Rührung.

»Nun gut, im Bunde mit Ihnen trotzen wir dem mütterlichen Zorn und überwinden schließlich alle Hindernisse.«

»Nein, nein«, rief Purps, eine abwehrende Bewegung machend, »mich lasst aus dem Spiel. Ich habe so schon diesen Abend zu viel gewagt, und Gott weiß, wie derselbe noch enden wird.«

»Nun hoffentlich ganz gemütlich, wie er begonnen hat«, sagte der junge Mann.

»Mir ahnt aber nichts Gutes. Es war ein Fehler, die Julie so in den April zu schicken.«

»Nun, die wird den Weg schon allein nach Hause finden. Hatten wir nicht verabredet, ganz ungestört unter uns zu sein? Also fort mit den Grillen und Sorgen, Papa, es wird ja den Kopf nicht gleich kosten!«

»Mir zu Liebe sei heute einmal recht heiter«, sagte schmeichelnd Therese.

»Alles gut«, meinte der kleine Purps und kratzte sich sehr bedenklich am Kopf, »aber eine Haut hat man nur, und wenn man die zu Markte trägt ...«

»Und wer A sagt, muss auch B sagen«, fiel Heidenreich lachend ein, »und hier sind wir an Ort und Stelle, und nun

wollen wir es uns bestens schmecken lassen.«

Man trat in einen kleinen hell erleuchteten Salon, der schon ziemlich von Gästen angefüllt war.

»Hier nicht,« bemerkte der Bürochef denselben durchschreitend, »dort ist ein allerliebstes kleines Kabinett, da wollen wir uns niederlassen und eine Stunde gemütlich zusammen plaudern.«

»Nun, so mag es darum sein«, sagte Purps, einen kühnen Anlauf nehmend, »ich habe schon manchen Sturm ausgehalten und schlimmstenfalls werde ich auch einen neuen aushalten.«

»Du lieber, herzensguter Papa«, rief Therese, ihrem Vater mit ihrem freundlichsten Gesicht anblickend.

»Ja, ja«, bemerkte dieser, sich gutmütig die Hände reibend, »wenn es nach mir ginge, wäret ihr schon längst ein glückliches Paar. Aber ich kenne ihren Hochmut und ihre ehrgeizigen Pläne. Wenn sie hinter die Wahrheit kommt, so blitzt und donnert es von allen Seiten und dann mögt ihr sehen, wie ihr fertig werdet. Ich wasche meine Hände in Unschuld.«

Der kleine Purps machte hier eine Bewegung, als ob er unter den Tisch schlüpfen wollte, wurde aber noch rechtzeitig durch das Erscheinen des Kellners daran gehindert, welcher die bestellten Speisen brachte.

»Nun langen Sie zu, Schwiegerpapa«, sagte Heidenreich, indem er zugleich die Gläser füllte. »Ihr Herz gehört uns, das wissen wir und ein edleres und besseres Herz gibt es nicht.«

»Weiß Gott«, antwortete unser Bekannter, indem ihm dabei die Tränen in die Augen traten, »deine Mutter, Therese, hat nicht immer recht an mir gehandelt. Ich bin von ihr ge-

nug gequält worden, aber noch zehnmal mehr wollte ich ausstehen, wenn ich damit dein Glück erkaufen und dir eine deinen Wünschen entsprechende Zukunft bereiten könnte.«

»Du guter, lieber Papa«, antwortete diese, indem sie den alten Mann schmeichelnd die Backen streichelte. »Habe nur Geduld, auch für dich wird noch eine bessere Zeit kommen. Bis zum Reichtum werde ich es zwar nie bringen, aber so viel wird doch hoffentlich da sein, dass du täglich ein behagliches Stündchen bei uns zubringen kannst.«

»Ja«, fügte Heidenreich hinzu, »ein bescheidenes Los habe ich Therese freilich nur zu bieten, aber ich glaube auch nicht, dass sie größere Ansprüche macht.«

Diese drückte ihm warm die Hand. »Was hätte ich für große Ansprüche zu machen? Ich bin eine Tochter aus dem Volk und wenn du einst eine Stelle am Gericht erhältst, die halbwegs eine Familie ernährt, so bin ich zufrieden.«

»Und dazu sind die besten Aussichten vorhanden. Also, Schwiegervater, auf eine baldige Hochzeit! Sind Sie damit einverstanden?«

»Ja, ja«, antwortete dieser, mit seinem Glas anstoßend und freundlich mit dem Kopf nickend. »Alles liebt und paart sich in der Welt, und Gott gebe, dass sie ein Einsehen bekommt und dass ihr auf irgendeine Weise der Hochmutsteufel ausgetrieben wird.«

»Nun, einstweilen rechnen wir auf Sie, Papa«, sagte Heidenreich.

Der kleine Mann machte eine Bewegung, als ob er wieder unter den Tisch verschwinden wollte.

»Mich lasst aus dem Spiel«, rief er und sah dabei so scheu in eine Ecke, als erblicke er dort plötzlich ein Gespenst. »Ich

kenne sie, ja ich kenne sie seit dreißig Jahren und ich weiß ...«

Hier fuhr Purps plötzlich ein paar Zoll in die Höhe und fühlte nach seinem Kopf, ob derselbe noch ganz sei, denn dicht vor seinem Ohr, davon hielt er sich fest überzeugt, war ein Pistolenschuss abgefeuert worden, obgleich sich der Kellner nur das Vergnügen gemacht, den Pfropfen von der Champagnerflasche springen zu lassen. Als nun Papa Purps von dem perlenden Getränk mehrere Gläser geleert hatte, kam plötzlich ein ganz wunderbarer Geist über ihn. Aus dem Hasen wurde ein Löwe, aus dem Zwerg ein Riese, aus dem David ein Goliath. Wie einst Simson, so würde auch er jetzt den Mut gehabt haben, mit einem Eselskinnbacken in die Philister einzuhaue. Da aber eben keine Philister (wenigstens keine alttestamentarischen) vorhanden waren, so richtete er sich entschlossen empor und forderte - nicht etwa sein Jahrhundert - sondern seine abwesende Eehälfte in die Schranken.

»Es ist eigentlich Torheit«, rief er, »dass ich mich vor einem Phantom fürchte. Erscheine Phantom und gib Rechenschaft, weshalb du mich ununterbrochen dreißig Jahre quältest! ...«

Da aber das Phantom so halsstarrig war, nicht zu erscheinen, so leerte der kleine Purps abermals sein Glas und fuhr mit erhöhter Stimme zu seiner Tochter und zu Heidenreich gewendet fort: »Unter allen Umständen könnt ihr auf meinen Schutz rechnen und ihr werdet diesen Schutz nötig haben! ... Unter allen Umständen werde ich mich in die Bresche stellen und diese Bresche mit meinem Herzblut verteidigen! ... Unter allen Umständen trotze ich dem Geschick, mag es in einer Gestalt, wie es will, vor mich treten, ja sollte

es sogar in der Gestalt einer gewissen Frau Purps ...« Hier hielt der kleine Mann plötzlich erschrocken inne und wollte wieder unter den Tisch verschwinden, denn eine tief verhüllte Dame war eingetreten, deren Gestalt dieser gewissen Frau Purps sehr glich.

Therese und deren Geliebter waren übrigens ebenfalls schon sehr angeheitert, und so brach die kleine Gesellschaft schließlich in ziemlich ausgelassener Stimmung auf und war sehr froh, noch einen Fiaker zu finden, welcher die Weisung erhielt, sie in der Müllerstraße Nr. 10 abzusetzen. Unterwegs steigerte sich Papa Purps sogar so weit, dass er laut in die Nacht hinein das bekannte Lied »Ein freies Leben führen wir« sang und nebenbei seinem künftigen Eidam an die Brust sank und Therese für jetzt und für die Zukunft wiederholt seine väterliche Protektion zusicherte.

»Wissen Sie was, Schwiegerpapa«, sagte der Bürochef schließlich, als die Umrisse des alten weitläufigen Gebäudes bereits ganz in der Nähe auftauchten. »Ich will Ihnen zu guter Letzt noch einen Vorschlag machen.«

»Schlagen Sie vor«, rief Purps mit einer so herausfordernden Miene, als wolle er eine große Wette eingehen.

»Nun, wir befinden uns alle drei in einer Stimmung, welche nichts zu wünschen übrig lässt. In meiner Stube habe ich noch eine Flasche alten Portwein, die mir ein dankbarer Klient schenkte. Was meinen Sie, wenn wir derselben den Hals brächen? In einer Viertelstunde ist dies geschehen.«

»Brechen wir derselben den Hals«, schrie Purps und kletterte dabei bereits ziemlich schwankend aus dem Wagen. »Komm, meine Tochter, es lebe der Portwein und halte dich fortwährend meiner väterlichen Protektion versichert!«

Kichernd und lachend betraten alle drei das Haus. Sie ahnten nicht, dass der Verräter bereits in ihrer Nähe lauerte und dass binnen kürzerer Zeit das unerbittliche Fatum in der Gestalt der liebenswürdigen Dame aus dem Ministerium vor ihnen erscheinen würde.

Kaum verschwanden sie nämlich in dem finsternen Hausflur, als Julie sich aus ihrem Versteck erhob und ihnen einen Augenblick mit dem Ausdruck staunender Überraschung nachblickte.

»Also darum wollten sie mich los sein und deshalb musste ich den weiten Weg bei diesem schlechten Wetter zu Fuß zurücklegen, um ungestört schwelgen zu können! ... Man hat mich also beiseitegeschoben, weil ich nicht sehen sollte, wie sie sich küssten und die Hände drückten! ... Und Papa ist auch dabei, der Duckmäuser, welcher immer tut, als wenn er nicht bis Drei zählen kann! ...« Von Rache und eifersüchtiger Enttäuschung erfüllt, schlich sie den dreien nach. Als sie diese in dem Zimmer Heidenreichs verschwinden sah, leuchteten ihre Augen boshaft auf.

»Portwein! ... Das glaube ich, dass der besser schmeckt als Wasser oder Dünnbier! ... Und die liebe Therese - ei, wie sich das Püppchen zu verstellen verstand, und jetzt ist sie vollständig außer Rand und Band! ... Aber ich kenne jemand, der ihnen bei ihrem Gelage leuchten wird und puh! Ich sehe schon das Kleeblatt entsetzt auseinanderfahren, wenn dieser jemand plötzlich unter sie tritt!«

So sehr war sie in diesem Augenblick von dem Verlangen nach Rache erfüllt, dass sie darüber sogar die Rücksichten, welche sie ihrem Vater schuldig war, vergaß, obgleich sie recht gut wusste, was dem kleinen Mann bevorstand, wenn er von seiner Frau auf solchen verbotenen Wegen und noch

dazu als Begünstigter eines heimlichen Liebesverhältnisses seiner Tochter mit einem ihrer Mieter betroffen wurde.

Während nun der kleine Purps, von dem genossenen Wein völlig umgewandelt auf einen Stuhl sank, den Versuch machte, sich eine Zigarre anzustecken und den beiden jungen Leuten unter den lebhaftesten Gestikulationen fortwährend versicherte, dass sie fest auf seine väterliche Protektion zählen könnten, war Julie jetzt schnell in das gemeinschaftliche Wohnzimmer getreten. Die Lampe brannte nur düster und im Hintergrund gab Frau Purps durch einige unartikulierte Laute zu erkennen, dass auch auf sie der reichlich genossene Grog seine Wirkung nicht verfehlt habe.

Aber rasch entschlossen trat Julie an sie heran und rief, sie nur Arm rüttelnd: »Mutter, stehe auf ... es gibt etwas für dich zu tun .. es gehen Dinge vor, von denen du dir nichts träumen lässt!«

»Was geht vor?«, fragte die Amazone emporfahrend und sich die Augen reibend. »Was geht vor?«

»Etwas Schreckliches ... etwas Verabscheuungswertes!«

Nun schienen plötzlich bei der dicken Frau alle Erinnerungen zurückzukehren, welche der Schlaf für einige Zeit verscheucht hatte.

»Wo ist Therese?«, fragte sie mit einer Stimme, die nichts Gutes verkündete.

»Drin im Zimmer des Herrn Heidenreich.«

Bei diesem Namen schien sich im Innern der lebenswürdigen Dame ein Orkan zu erheben, dessen verheerende Wirkungen schrecklich zu werden drohten. Ihre Augen glühten wie zwei Feuerräder und über ihr hässliches Gesicht zuckte es unheilverkündend.

»Die Unwürdige!«, stieß sie heraus, »die Ehrlose! Aber wenn sie mir unter die Hände kommt! ...« Sie krallte ihre zehn Finger in so diabolischer Weise, dass Julie erschrocken erbleichte und gerade zur Entschuldigung ihrer Schwester hinzusetzen wollte: »Aber Papa befindet sich gleichfalls im Zimmer des Herrn Heidenreich«, als sie von ihrer Mutter durch die Frage unterbrochen wurde.

»Und weißt du, wer dieser angebliche Bürochef aus dem Ministerium des Innern ist?«

»Nun, ich denke ...«

»Ein bettelhafter Advokatenschreiber ist er«, brüllte die Megäre, »ein verhungertes Lump, der sich hier in lügenhafter Weise unter einem hochtrabenden Titel eingeschlichen hat. Aber er soll mich kennenlernen, ja, bei Gott, das soll er. Morgen werfe ich ihn zum Haus hinaus!«

»Ist es möglich!«, rief Julie, die Hände über den Kopf sammenschlagend.

»Freilich ist es möglich. Heute gegen Abend wurde nach ihm gefragt und so erfuhr ich, was für ein Vogel er ist. Gesucht hatte man ihn an allen Ecken und Enden der Stadt, denn schlau genug war von ihm seine Wohnung nicht angegeben worden, aber ich werde ihm jetzt ein Licht anstecken und dem verliebten Pärchen zum Tanz aufspielen!«

Mit widerlich verstellten Gesichtszügen ergriff sie die auf dem Tisch stehende Lampe und befahl ihrer Tochter, ihr zu folgen.

Inzwischen waren auch Schwefelkorn und Schwalbe in dem angrenzenden Zimmer durch Papa Purps lebhaftes Kundgebungen munter geworden und fuhren von ihren Sitzen in die Höhe.

»Ich sagte es Ihnen ja«, bemerkte der Erstere, sich behag-

lich die Hände reibend, »dass wir heute noch etwas zu tun bekommen würden. Gleich wird es losgehen, der alte Drache ist schon im Anzug.«

Indem ließ sich der kleine Purps in seiner Weinlaune wieder vernehmen.

»Kinder«, rief er, »ihr könnt euch unbedingt auf meine Protektion verlassen ! Bomben und Granaten, wer hat hier das letzte Wort zu sprechen? ... Wer hat ...«

Er hielt inne und erbleichte, der Haarbeutel, den er sich angetrunken hatte, fiel ihm plötzlich vom Kopf. Mit einem Gesicht so jämmerlich und kleinmütig wie je, blickte er um sich und horchte ängstlich und beklommen.

»Aufgemacht!«, tönte es draußen vor der Tür und zugleich donnerte eine kräftige Faust gegen dieselbe.

Eine Totenstille trat für einen Augenblick ein.

»Die Mutter!«, stöhnte Therese und bedeckte mit beiden Händen ihr Gesicht.

»Lassen Sie mich in den Kleiderschrank«, lispelte Purps, welcher plötzlich ganz nüchtern geworden war, »oder vielleicht ist es noch besser, wenn ich unter das Bett krieche.«

»Nun, wird's bald?«, erklang es wieder drohend von außen, und die Amazone rüttelte wild am Schloss.

»Ruhig«, mahnte Heidenreich, »es wird sich doch ein Ausweg finden lassen, und wenn dies nicht gelingt, so trete ich in die Bresche.«

In diesem Augenblick öffnete sich die Tür, welche beide Zimmer trennte, und Schwefelkorn erschien auf der Schwelle.

»Geschwind, schlüpfen Sie hier durch«, lispelte er, »Nachbarn müssen sich behilflich sein.«

»Aber wohin ?«, fragte Purps, sich mit den Fingern ratlos

durch die dünnen Haare fahrend.

»Natürlich ins Bett. Wir werden nötigenfalls bezeugen, dass Sie nicht hier gewesen sind.«

Der kleine Mann ließ sich dies nicht zweimal sagen. Er schlüpfte behände in das andere Zimmer und Therese folgte oder wankte ihm vielmehr nach.

»Nun, wird's bald?«, rief die Amazone sehr energisch von außen, »soll ich etwa die Tür einschlagen?«

»Ist keineswegs nötig«, antwortete Heidenreich mit fester Stimme und drehte zugleich den Schlüssel im Schloss.

Eine Minute darauf stand Frau Purps mit hochoberer Lampe wutschnaubend ihm gegenüber.

»Was wollen Sie hier noch so spät und wen suchen Sie?«, fragte ihr Mieter mit kalter Ruhe.

»Wo ist meine Tochter? Wo ist mein Mann?«

»Da fragen Sie mich zu viel. Ich verbitte mir übrigens ein so unverschämtes Eindringen in meine Wohnung nach Mitternacht.«

Frau Purps setzte die Lampe auf den Tisch und stemmte beide Arme in die Seiten.

»Was, Sie verhungertes Advokatenschreiber, Sie glauben mir wohl noch imponieren zu können?«

»Verhungert bin ich nicht«, erwiderte der junge Mann mit der größten Ruhe, »aber dass ich bei einem Advokaten arbeite, ist richtig.«

»Eingeschlichen haben Sie sich hier in lügenhafter Weise als Bürochef im Ministerium des Innern.«

»Bürochef bin ich auch, das »im Ministerium des Innern« hat Ihre schwunghafte Phantasie hinzugesetzt.«

»Meine Tochter haben Sie durch allerhand Schwindeleien zu verführen gesucht! Na, das fehlte noch, dieselbe einem

solchen Hungerleider in die Arme zu werfen. Mein seliger Vater, der Geheime Kanzleirat würde sich noch vor Scham im Grabe umdrehen.«

»Madame Purps«, erwiderte der junge Mann mit der größten Ruhe, »Ihre gemeinen Schimpfworte berühren mich nicht. Ihre Tochter lernte ich auf eine anständige Weise kennen. Ich habe redliche Absichten und ich denke, wir sind uns in unseren Verhältnissen ziemlich gleich.«

»So? Meinen Sie? Ei, sehe doch einer den Prahlhans!« Indem die würdige Dame einen Schritt näher rückte, richtete sie sich mit unvergleichlicher Würde in die Höhe, betrachtete ihren Mieter mit einem unaussprechlichen Blick der Verachtung und sagte spöttisch: »Also der Tochter des Geheimen Kanzleirats Pipenmeier wollen Sie sich gleich stellen?«

Heidenreich zuckte mitleidig mit den Achseln. »Pipenmeier war nicht mehr als ich. Er bekleidete ebenfalls nur das Amt eines Schreibers.«

Das war zu viel für die Amazone. Ihre Augen blitzten, und indem sie abermals einen Schritt näher rückte, rief sie: »Ich werde kurzen Prozess mit Ihnen machen. Noch diese Nacht müssen Sie auf die Straße!«

Die Stirn Heidenreichs verfinsterte sich. »Genug der Beleidigungen, ich bitte, dass Sie mich verlassen!«

»Ei, das wollen wir doch einmal sehen!«

Die handfeste Dame setzte sich trotzig auf einen Stuhl.

»Da Sie es durchaus darauf ankommen lassen«, sagte Heidenreich, »so entschuldigen Sie, wenn ich etwas unzeremoniell zu Werke gehe. Ich wünsche mich zu Bett zu legen und bedarf daher der Ruhe.«

Ehe Madame Purps wusste, wie ihr geschah, befand sie

sich vor der Tür, und diese wurde ohne Weiteres vor ihr zugeschlagen und der Schlüssel im Schloss herumgedreht.

Eine Flut von Schimpfworten folgte diesem Justizakt.

Nun legten sich aber auch Schwefelkorn und Schwalbe ins Mittel und verbateten sich sehr energisch diesen Höllenlärm. Zugleich erklärten sie, morgen gleichfalls ausziehen zu wollen, da ihnen nach einem solchen Auftritt der Anstand verbiete, noch länger wohnen zu bleiben.

Dies wirkte allerdings sehr entmutigend auf die liebenswürdige Frau Purps. Nachdem ihr dieser Dämpfer angelegt worden war, entfernte sie sich ziemlich kleinlaut, einige Entschuldigungen murmelnd. Am anderen Tag herrschte ein düsteres Schweigen in der Purpsschen Wohnung. Therese lag zu Bett, wahrscheinlich infolge der mütterlichen Zärtlichkeiten. Der kleine Purps schlich sehr in sich gekehrt umher und verzehrte still und geräuschlos sein frugales Mittagbrot. Die Feuerräder im Kopf der Amazone rollten noch immer unheilverkündend. Mit einem Seufzer strich sie die ihr überschickte Miete ein, denn ihre Zimmer standen jetzt leer und sie hatte durchaus keine Aussicht, dieselben bald wieder besetzt zu sehen.

Von Schwalbe und dem falschen Baron von Schwefelkorn nahm der Bürochef des Justizrats Palmer unter warmen Dank für die geleistete Hilfe einen herzlichen Abschied.

»Sie sind gestern Zeugen einer widerlichen Szene gewesen«, sagte er, »die durch die Rohheit eines abscheulichen Weibes, welches leider hier im Haus die Herrschaft führt, hervorgerufen wurde. Sowohl mir als auch Therese bin ich es schuldig, Ihnen eine kurze Erklärung zu geben. Den alten Purps kannte ich schon früher und durch den alten Purps lernte ich auch dessen Tochter kennen, die ihn

manchmal vom Kontor abholte. Dass ich es redlich mit dem Mädchen meine, brauche ich Ihnen wohl kaum erst zu sagen. Das Verlangen, in ihrer Nähe zu sein und wohl auch die Hoffnung, ihre Mutter mit der Zeit für mich zu gewinnen, veranlasste mich unter Anwendung einer kleinen List hierher zu ziehen. Welchen Ausgang mein Abenteuer genommen hat, haben Sie gesehen, trostloser als je, scheidet sich jetzt.«

»Nun, Sie werden doch nicht gleich den Mut verlieren«, bemerkte Schwefelkorn.

»Den Mut nicht, aber jede Hoffnung ist so gut wie verschwunden«, lautete die Antwort. »In dem Herzen dieser rohen Frau schweigt alles bessere Gefühl, ihr lächerlicher Hochmut macht sie blind und wenn kein außergewöhnliches Ereignis zu meinen Gunsten eintritt, so nutzt mir die Stelle, welche ich binnen Kurzem beim Gericht zu erwarten habe, nichts, denn Thereses Mutter wird mir nie deren Hand bewilligen.«

»Nun«, bemerkte Schwefelkorn, »kleinmütig dürfen Sie deshalb doch nicht werden. Wer weiß, was passiert, vielleicht findet sich noch in der letzten Stunde ein guter Freund, der sich ihrer annimmt.«

»Wo sollte der herkommen. Ich bin ein armer Mensch, um den sich niemand kümmert.«

»Auf jeden Fall lassen Sie Ihre Karte bei uns zurück. Wäre es auch nur, um uns mitunter einmal wiederzusehen.«

»Sie sind sehr gütig, hier ist sie. Ich beziehe wieder meine alte Wohnung, Steinweg Nr. 16, auf dem Hof, drei Treppen rechts.«

Als Heidenreich fort war, warf sich Schwefelkorn aufs Sofa und begann fürchterliche Gesichter zu schneiden.

»Was haben Sie denn?«, fragte der Doktor.

»Was ich habe? Ich ärgere mich, dass ich so ein dummer Teufel bin. Was Ihr Menschen gut nennt, nennen wir schlecht, worüber Ihr Euch freut, das erregt bei uns Gewissensbisse. Nun jetzt eben mache ich mir darüber Vorwürfe, dass ich mich unwiderstehlich angeregt fühle, diesem armen Schreiber zu helfen. Überhaupt, je länger ich mich hier auf Erden herumtreibe, desto mehr kommen auch bei mir alle die Einflüsse zur Geltung, welche die Handlungen von Euch armen Sterblichen bestimmen. Am besten wird es wohl sein, wenn ich sobald wie möglich wieder in die Hölle zurückkehre. Denn lange ich dort in einem so defekten Zustand an, so muss ich gewärtig sein, dass man mich ausweist.«

»Na, na, so schlimm wird es wohl nicht werden«, entgegnete darauf Schwalbe lachend. »Ich möchte Ihnen übrigens gern Quartier bei mir anbieten, denn meine Philosophie kann das vertragen. Mein Pfarrer aber hat eine sehr feine Nase, und wenn der erst wittert, wer Sie sind, so treibt er Sie ohne Weiteres aus, das weiß ich bestimmt.«

Schwefelkorn lachte. »Der Prozedur will ich mich doch nicht unterwerfen, ich danke also bestens für die angebotene Gastfreundschaft.«

Etwa vierzehn Tage nach den hier geschilderten Vorfällen saß Frau Purps eines Nachmittags in ihrem Wohnzimmer und hatte ihrem Mann, da sie noch immer sehr verdrießlicher Laune war, eben eine lange Strafpredigt gehalten, als plötzlich an der Tür geklopft wurde und auf das »Herein!« ein Herr von einigen fünfzig Jahren eintrat, dessen etwas auffallender Anzug und dessen freies Auftreten ihm ein ziemlich fremdartiges Ansehen gaben, sodass sich die wür-

dige Dame auch veranlasst fand, einen misstrauischen Blick auf ihn zu werfen.

»Willkommen«, sagte der Unbekannte, indem er leicht an seinem breiten Strohhut rückte und zugleich, ohne hierzu erst die Einladung abzuwarten, nach einem Stuhl griff. »Nochmals willkommen! God dam, ist ja heute eine Hitze gerade wie bei uns!« Dabei warf er seine Kopfbedeckung ungeniert auf den Tisch und trocknete sich mit einem seidenen Foulard die Stirn.

Frau Purps riss ihre Uhuaugen weit auf und stand im Begriff, dem sonderbaren Gast einen gerade nicht einladenden Blick zuzuschicken, als sie eben noch rechtzeitig einen prächtigen Rubin an seinem Finger bemerkte und eine kostbare Diamantnadel an seinem Busenstreif gewahr wurde.

Dies änderte natürlich die Situation. Ihre Stirn glättete sich wieder und im zuvorkommenden Ton fragte sie: »Womit kann ich dem Herrn dienen? Wünscht derselbe vielleicht ein oder zwei Zimmer zu mieten?«

»Kennt mich wohl nicht mehr?«, stellte der Fremde lachend eine Gegenfrage. »Ist aber auch eine verdammt lange Zeit her, dass wir uns nicht mehr gesehen haben! Lass mich nachrechnen. Ja wahrhaftig, glaube bestimmt, es werden schon zwanzig Jahre sein.« »Ich erinnere mich durchaus nicht«, murmelte die dicke Frau verwirrt.

»Scheint so. Ist das der kleine Purps? Nun Purps, wie geht's? Leidet, wie ich sehe, noch immer an Dünneibigkeit.«

»Hi, hi«, antwortete unser Bekannter lachend, indem er sich die Hände rieb, »will freilich nicht so recht bei mir anschlagen.«

»Werdet, wie mir's scheint, verdammt knapp gehalten, wie?«

»Na, wie man's nimmt«, murmelte der kleine Mann, indem er einen scheuen Blick auf seine Gattin warf.

»Er hat alles im Überfluss«, bemerkte diese, »es fehlt ihm nur an der richtigen Bewegung, um naturgemäß zu verdauen.«

Das arme Männchen machte ein Gesicht, als ob er sagen wollte: »Ich bin von früh bis spät auf den Beinen, und jetzt soll es mir doch noch an Bewegung fehlen.«

»Kommt mir ganz so vor, als wenn Sie ihm den Schweiß aus den Poren treiben«, bemerkte der Fremde lachend. »Na, nichts für ungut, kümmere mich um die häuslichen Angelegenheiten anderer Leute nicht!«

Frau Purps zog ein grimmiges Gesicht, hielt aber doch an sich. »Noch wissen wir immer nicht, was Sie hierher führt, mein Herr«, begann sie.

»Ja, so, hätte es beinahe vergessen. Komme direkt aus Amerika.«

Die Amazone horchte hoch auf, eine dunkle Ahnung stieg bei ihr auf.

»Glaub's schon, dass ihr den Vetter Daniel nicht mehr kennt, ist schon lange her, dass ich überschiffte.«

»Wie, Vetter Larsen?«, rief nun Frau Purps aufspringend. »Ach, du mein Herr, wie oft habe ich von Ihnen geträumt!«

»Kann mir's denken«, sprach dieser grinsend, »sahen mich wohl bis an den Hals im Gold sitzen?«

»Oh, schämen Sie sich - was denken Sie!«

»Na, meinte nur so, komme übrigens nicht mit leeren Händen. Dies ist nur eine Kleinigkeit.«

Er öffnete ein umfangreiches Portefeuille, welches mit

Banknoten vollgepfropft war. Die Augen der dicken Frau funkelten, habgierig richteten sich ihre Blicke nach den vor ihr ausgebreiteten Schätzen.

»Oh, Vetter, was freue ich mich, Sie wiederzusehen!«, rief sie in den einschmeichelndsten Tönen. »Es ist wahrhaftig kein Tag vergangen, wo ich nicht an Sie gedacht und des Himmels Segen auf Sie herabgefleht habe. Dies hier ist meine Tochter Therese. Stehe auf, Therese, und reiche dem Herrn Vetter die Hand.«

»Ich gratuliere Ihnen zu einer solchen Tochter«, sagte dieser, »das ist ja eine wahre Wunderblume.«

Madame Purps knickste, zugleich bildete sich aber eine neue Kombination in ihrem Kopf. »Der Herr Vetter schmeicheln«, flötete sie, »aber Sie selbst sehen ja noch sehr stattlich aus.«

»Na, man hat sich konserviert.«

»Oh, mehr als konserviert! Manches junge Mädchen würde sich glücklich schätzen ...«

»Ans Heiraten denke ich eben nicht«, konterte Larsen lachend, »darin habe ich ein Haar gefunden. Was sagt Ihr dazu, alter Purps?«, fuhr er, sich zu diesem wendend, mit einem boshaften Blick fort.

»Ja, ja «, antwortete das kleine Männchen, sich verlegen die Hände reibend, »heiraten ist gut, nicht heiraten ist vielleicht noch besser, wie der Apostel sagt.«

»Verdammt spitzfindig!«, brummte Larsen.

»Werden der Herr Vetter sich hier niederlassen?«, fragte die Amazone, nachdem sie die ihr gereichte Pille mit möglichstem Anstand hinuntergewürgt hatte.

»Ich habe diese Absicht. Vielleicht kaufe ich mich an. Hauptsächlich führt mich aber ein anderer Grund nach Eu-

ropa zurück.«

Die Augen der dicken Frau glänzten. »Sie können eigentlich auch nichts Besseres tun, als dass Sie Ihre Tage im Kreis Ihrer Sie zärtlich liebenden Verwandten beschließen«, sagte sie so einschmeichelnd wie möglich.

»Hm ... ja ... aber es ist doch noch etwas anderes, was mich hierher zog.«

»Darf man fragen?« -

»Als ich fortging, ließ ich ein kleines Patchen zurück, an das ich seitdem stets mit vieler Liebe gedacht habe. Es muss jetzt ein großer Mensch geworden sein. Ich beabsichtige dasselbe an Kindesstatt anzunehmen und ihm, wenn ich sterbe, meine Reichtümer zu hinterlassen.«

Frau Purps ließ plötzlich die Unterlippe bedeutend hängen. »So?«, stieß sie sehr gedehnt heraus und geschraubt setzte sie hinzu: »Darf man nach dem Namen dieses Glückskindes fragen?«

»Joseph Heidenreich. Wie ich höre, soll er Bürochef bei einem Advokaten sein.«

Die dicke Frau wurde feuerrot und dann leichenblass. Therese beugte sich tief auf ihre Arbeit und der kleine Purps rieb sich sehr pfiffig die Hände.

»Kennen Sie Joseph Heidenreich?«, fragte Larsen.

Die Dame hatte inzwischen Zeit gehabt, sich von ihrer Überraschung zu erholen. In ihrem Kopf war nun schnell ein anderer Plan fertig geworden.

»Gewiss kenne ich ihn«, antwortete sie scheinbar ruhig. »Es ist ein sehr fleißiger junger Mann. Wie ich höre, soll er nächstens eine Stelle am Gericht bekommen.«

»Nun, das freut mich, dass ich Gutes von ihm höre. Jetzt leben Sie wohl, Cousine, wenn Sie es erlauben, besuche ich

Sie recht bald wieder.«

»Große Ehre für uns, vergessen Sie nicht den Herrn Paten mitzubringen.«

»Es soll geschehen, Cousine. Auf baldiges Wiedersehen also.« Der Vetter reichte ihr die Hand und entfernte sich.

Kaum war er fort, als Frau Purps, kirschrot im Gesicht, aufsprang und drohend die geballte Hand erhob. »Wieder der nichtsnutzige Advokatenschreiber! ... Der Erbschleicher, der Dieb, stiehlt uns fort, was uns gehört!«

»Es ist aber nicht zu ändern«, sagte Purps, der zum ersten Mal zu opponieren wagte.

»Das weiß ich, du Blindschleiche. Und ich will dir noch mehr sagen: Man muss gute Miene zum bösen Spiel machen.«

»Hm, der Ansicht bin ich auch.«

»Wenn der Vetter nun einmal so einfältig ist, sein Geld an fremde Herumlungerer wegzuwerfen, so muss man wenigstens daraus den größtmöglichen Vorteil zu ziehen suchen.«

»Ein Schwiegersohn von einer halben Million wäre wahrhaftig nicht so übel«, bemerkte der kleine Mann.

»Das meine ich auch. Umstände ändern die Sachen. Deshalb habe ich einen Auftrag für dich, Purps.«

»Ja, ja«, sagte dieser in seiner gewöhnlichen gehorsamen Weise, »worin besteht denn derselbe?«

»Du musst zu dem Lump, zu dem Heidenreich gehen und die Sache von letzthin wieder in Ordnung bringen. Da er den Vetter beerbt, so ist das jetzt etwas anderes. Meinetwegen mag er denn das Mädels nehmen, wenn sie nun einmal beide nicht voneinander lassen können.«

Der kleine Purps fand es für angemessen, sich noch etwas

zu sträuben. »Ein delikater Auftrag«, murmelte er.

»Delikat hin, delikat her! Du gehst und damit ist es abgemacht.«

»Na, wie du willst, ich meinte nur bloß ...«

»Du hast nichts zu meinen, das merke dir ein für allemal.«

»Gut, gut«, und unser Bekannter rieb sich wieder stillvergnügt die Hände.

Am anderen Tag trabte der Vater Thereses mit einer Eile, als ob er eine Staatsdepesche von größter Wichtigkeit zu befördern hätte, die Müllerstraße hinunter. Sein gutmütiges Gesicht war in ein höchst befriedigendes Lächeln gehüllt, aus welchem eine versteckte Pfiffigkeit hervorblickte. In der Steinstraße Nr. 16 angekommen, stand er einen Augenblick still, um Atem zu schöpfen. Dann betrat er den Hof und kletterte sehr behände die ihm wohlbekanntesten drei steilen Treppen hinauf.

»Hurrah!«, rief er, in das Zimmer Heidenreichs stürzend und seine Mütze schwenkend. »Hurrah, die Schlacht ist gewonnen!«

»Der Friede jedoch noch nicht abgeschlossen«, erwiderte dieser lachend, »inzwischen präsentiere ich Ihnen aber als Grundsage für denselben hier meine Anstellung als Gerichtssaktuar.«

Purps machte einen Sprung, der als ein Salto mortale gelten konnte. »So steht also Eurer Verbindung, meine Kinder, nichts mehr im Wege!«

»Wie, also auch die Gnädige aus dem Ministerium, die Tochter des Geheimen Kanzleirats Piepenmeier hätte sich bekehrt?«

»Piepenmeier hin, Piepenmeier her«, tönte unser Bekann-

ter lachend, »der Vetter aus Amerika ist endlich ange-
langt.«

»Mein Pate?«

»Ja, ja, und er besteht darauf, dass er Sie zum Erben ein-
setzen will.«

»Nun, und das hat wieder zur Folge gehabt?«, fragte Hei-
denreich lachend.

»Dass mein Feldweibel plötzlich anderen Sinnes gewor-
den ist«, ergänzte Purps, ebenfalls in ein Gelächter ausbre-
chend. »Er schickt mich jetzt hierher und lässt Frieden und
Versöhnung anbieten.«

»Beides sei bewilligt«, antwortete der junge Mann humo-
ristisch.

»Der Vetter besteht darauf, dass die Verlobung schon am
nächsten Sonntag gefeiert werden soll.«

»Werde mich pünktlich einfinden«, prustete lachend der
neue Aktuar hervor.

»Diesmal habe ich mir den Rücken gedeckt«, bemerkte
der kleine Mann, sich sehr vergnügt die Hände reibend.
»Vetter Larsen übernimmt alle Verantwortlichkeit.«

»Er erschien noch gerade zur rechten Zeit, nicht wahr,
Papa?«

»Ei ja, die Sachen standen schlimm genug.«

Purps trabte, nachdem er sich in dieser Weise seines Auf-
trages entledigt hatte, wieder zur Müllerstraße zurück und
stattete Bericht ab.

»Ich füge mich der Notwendigkeit«, sagte die böse Frau
mit einem neidischen Gesicht, »die halbe Million gebührt
uns eigentlich und ein alter schäbiger Filz bleibt der Vetter
doch immer, denn bis jetzt hat er mir nicht einmal ein Ge-
schenk angeboten.«

»Das kommt gewiss noch nach«, antwortete Purps mit einem boshaften Blick, »ganz leer wirst du auf keinen Fall ausgehen. Wer weiß, was dir noch für eine Überraschung vorbehalten ist.«

Die Anstalten waren so getroffen, dass mit der Verlobung gleichzeitig das dreimalige Aufgebot in der Kirche erfolgen sollte.

Im Hof in der Müllerstraße herrschte am Sonntag eine außergewöhnliche Aufregung. Das Gerücht von der plötzlichen Ankunft des Vettters aus Amerika bildete das Tagesgespräch sämtlicher Familien. Aus der halben Million waren bereits zwei Millionen geworden und Frau Purps, geborene Piepenmeier, widersprach dem durchaus nicht und warf den Kopf stolzer als je in den Nacken.

Als nun noch gar eine elegante Kutsche vorfuhr und der Nabob nun aus derselben stieg und der kleine Purps sich fast bis zur Erde vor ihm bückte, und Frau Purps tief knickste und sämtliche kleinen Purpse mit reingewaschenen Gesichtern in ihrem Sonntagsanzug zum Vorschein kamen und dem Herrn Vetter sehr demütig die Hand küssten. Als nun endlich Therese in einem neuen seidenen Kleid an der Seite ihres Verlobten erschien und sich ebenfalls der feierlichen Begrüßung anschloss, da wurden die Hälse sämtlicher Nachbarn länger. Ein staunendes Gemurmel durchlief den dichtgedrängten gaffenden Haufen. Einige alte Weiber wurden vor Neid noch gelber als sie schon waren und meinten, die Therese sei immer hoffärtig und aufgeblasen gewesen (obwohl sie ein stilles bescheidenes Mädchen war). Jetzt werde wohl der Hochmutsteufel der

dicken Frau, von welcher der arme Purps immer so viel zu leiden gehabt habe, vollends in den Kopf steigen.

Drinne aber in der Purps'schen Wohnung ging es hoch her. Vetter Larsen hatte für Wein gesorgt und ein mächtiger Kuchen stand auf dem Tisch, welchen die jungen Purpse mit verlangenden Blicken anglotzten, bis schließlich jedes ihrer offenen Mäuler mit einem großen Stück desselben zugestopft wurde und sie nun im großen Hof verschwanden, um zum Neid der übrigen Kinder diese ungewohnte Kost unter dem Ausdruck eines gewissen stolzen Selbstbewusstseins zu verzehren. Der Vetter aber drinne war sehr aufgeräumt und erzählte Wunderdinge und ließ nicht undeutlich merken, dass nächstens noch eine große Kiste mit Diamanten ankommen werde, so groß wie Haselnüsse, von denen Frau Purps zunächst ein prachtvolles Geschmeide erhalten solle, so wie er auch hoffe, dass er dieselbe dereinst an einer anderen Stelle wieder als alte Bekannte werde begrüßen können.

Als nun die würdige Dame fragte, ob er denn beabsichtige, wieder von hier fortzugehen und wo sich denn die »andere Stelle« befinde, wo ihr die Ehre zuteilwerden sollte, den Herrn Vetter wieder zu treffen, erwiderte dieser, sie müsse nicht so neugierig sein. Vielleicht wäre es auf dem Blocksberg oder anderwärts, welcher Scherz bei den Anwesenden ein großes Gelächter hervorrief, während Frau Purps ein sehr bedenkliches Gesicht machte.

Acht Tage später wurden Therese und der Aktuar ehelich verbunden. Vetter Larsen hatte sich wegen eines plötzlich eingetretenen Unwohlseins entschuldigen lassen und erschien nicht in der Kirche. Natürlich erregte dies allgemei-

nes Bedauern und Frau Purps meinte, wenn die Krankheit schlimmer würde, so müsse man darauf dringen, dass er ein Testament mache. Besonders die Diamanten nehme sie für sich in Anspruch, da ihr der Herr Vetter dieselben schon so gut wie versprochen habe.

Sehr erstaunt war die dicke Frau, als ihr Heidenreich nach beendigter Trauung mitteilte, er verzichte auf alle Hochzeitsfeierlichkeiten und werde stattdessen mit seiner jungen Frau eine kleine Vergnügungsreise machen. In ihrer gewöhnlichen herrschsüchtigen Weise wollte Frau Purps zwar dagegen Einspruch erheben, aber der neue Eidam erklärte sehr bestimmt, dass er sich von nun ab jede Einmischung in seine häuslichen Angelegenheiten verbitte und dass die Frau Schwiegermutter bei seiner Rückkehr noch mehr erfahren werde. Vater Purps aber flüsterte er zu, dass sie später unter sich den Hochzeitsschmaus feiern würden. Während dieser sich vergnügt die Hände rieb und seine Frau wütende Blicke auf den Aktuar schoss, bestieg derselbe den bereitstehenden Wagen. Schon einige Stunden danach hatte ihn die Kraft des Dampfes viele Meilen weit fortgeführt und er konnte nun ungestört die ersten Wonnertage seiner neuen Ehe genießen.

Etwa acht Tage später saß die böse, alle Herzen sich entfremdende Frau eines Nachmittags sehr übel gelaunt in ihrem Lehnstuhl, denn sie hatte den kleinen Purps eben wieder tüchtig ausgescholten, als ein Brief von Heidenreich ankam. Derselbe teilte ihr mit, dass es sich nach dem beigeschlossenen Schreiben herausgestellt habe, dass Vetter Larsen, nach seinem eigenen Bekenntnis, nichts weiter als ein armer Teufel sei, der sich in einem Anfall von guter Laune veranlasst gefunden habe, ihm (Heidenreich) beizustehen

und der eben nur noch so viel besitze, um mit dem nächsten Schiff wieder nach Amerika zurückzukehren. Er selbst verbitte sich übrigens entschieden jeden Verkehr mit seiner Schwiegermutter, denn Therese gewinne er täglich immer lieber und er wolle sein häusliches Glück durch ihre Einmischung nicht gestört sehen. Da der kleine Purps eben nicht zur Hand war, so prügelte die Amazone in ihrer Erbitterung der Reihe nach alle jungen Purpse durch. Als sie sich auf diese Weise Erleichterung verschafft hatte, hielt sie ein sehr interessantes Selbstgespräch, in welchem sie in höchst christlicher und in wahrhaft mütterlicher Weise den Wunsch aussprach, dass sich alle möglichst bald die Hälse brechen möchten.

Der kleine Purps besuchte seine Tochter täglich und wurde dort auf das Liebevollste gepflegt und gehätschelt, bis er schließlich, als seine Frau eines Tages für immer von ihm Abschied nahm und er dadurch seiner Rolle als Prügeljunge enthoben wurde, ganz zu seinem Schwiegersohn zog.

Nie erfuhr Heidenreich, wer ihm so treffliche Dienste geleistet und wem er eigentlich den Besitz seiner Therese verdanke. Nur einmal besuchte ihn noch der Baron von Schwefelkorn und sagte ihm, er komme, Abschied von ihm zu nehmen und freue sich, ihn so glücklich zu sehen.

Zu Schwalbe bemerkte er aber, als sie sich auf dem Wege nach einer anderen großen Stadt befanden: »Die Menschen verleumden mich und sind stets bereit, mir alles Böse in die Schuhe zu schieben. Und doch sind es die Leidenschaften in ihrer eigenen Brust, welche mich herbeirufen, um mich dann hinterher anzuklagen.«

Siebentes Kapitel

Des Teufels Anteil

»Wollen Sie nun selbst einmal eine kleine Rolle in den Luftspielen und Dramen, welche sich hier auf Erden täglich abspielen, übernehmen?«, fragte eines Abends Schwefelkorn den Doktor, als sie, in ein elegantes Restaurant tretend, an einem der leeren Tische Platz genommen hatten, um mit aller Ruhe das Treiben in demselben zu beobachten.

»Das wäre so übel nicht«, antwortete dieser, »nur weiß ich nicht, wo sich mir gerade jetzt dazu die Gelegenheit bieten sollte.«

»Dafür lassen Sie mich sorgen. Sie sollen übrigens nur im ersten Akt tätig sein, dem zweiten wohnen Sie als Zuschauer bei.«

»Meinetwegen. Wann beginnt also das Stück?«

»Das kann schon morgen geschehen.«

»Es darf aber mit keiner Gefahr verknüpft sein, denn das wäre mir ein zu teurer Spaß. Vor allem mache ich die Bedingung, dass mir kein Degen oder keine Kugel durch den Leib gejagt wird.«

»Dafür stehe ich Ihnen. ›Es sollen Ihnen nur etwas die Federn ausgerupft werden«, um mich einer bekannten Redensart zu bedienen.«

»Nun, darauf kommt es mir nicht an, wenn die Summe nicht zu hoch ist.«

»Wir tragen die Kosten gemeinschaftlich«, entgegnete lachend der falsche Baron. »Mein Geld ist auch nicht von Stroh, es wird auch nicht zur Kohle, wie die Leute mir fälschlich nachsagen, es hat nur die Eigenschaft, dass es de-

nen, welche es durch meine Vermittlung beziehen, wie Wasser durch die Finger fließt und ebenso leicht zerrinnt, wie es gewonnen wurde.«

»Na«, stellte Schwalbe lachend fest, »mit soliden Leuten machen Sie allerdings keine Geschäfte, so viel ist mir schon klar geworden.«

»Die können wir bei uns zu Hause auch nicht brauchen«, fügte Schwefelkorn grinsend hinzu. »Nun, es würde Ihnen also Vergnügen machen, handelnd mitzuwirken? Ich habe soeben einen ganz interessanten Stoff in Bereitschaft.«

»Ich sage Ihnen ja, ich nehme Ihr Anerbieten an. Aber wo sind die übrigen Schauspieler, welche mitspielen sollen?«

»Oh, den Haupthelden des Stücks kann ich Ihnen gleich zeigen.«

»Was, hier?«

»Allerdings. Betrachten Sie sich einmal dort jenen jungen Herrn, welcher soeben eine Partie Billard spielt.«

»Nun, der sieht ja ganz anständig aus.«

»Äußerlich. Innerlich ist er aber um so mehr mit Schmutz bedeckt. Sehen Sie nur, gerade jetzt legt er den Queue fort. Er hat seinen Gegner zwei Partien gewinnen lassen, um ihm hinterher sechs abzunehmen. Diese Art von Leuten suchen sich mit einem merkwürdigen Scharfblick diejenigen heraus, welche ihnen ihre Einnahmequellen liefern müssen.«

»So ist es also ein Glücksritter?«

»Ein Glücksritter, ein Schwindler, ein Betrüger, wenn es sein muss, kurz ein völlig gewissenloser verdorbener Mensch. Von meinem Standpunkt aus«, fügte Schwefelkorn hinzu, »beurteile ich ihn natürlich ganz anders, da ist er ein charmanter, lebenswürdiger Mann, den ich früher

oder später mit Bestimmtheit in der Hölle wiederzusehen hoffe. Allein wenn ich mit Ihnen spreche, muss ich mich den Ansichten fügen, welche bei Euch Menschenkindern, in allerdings sehr verkehrter Weise, über Tugend und Laster herrschen.«

»Schon gut«, erwiderte Schwalbe, »in dieser Beziehung kenne ich Ihre Schwäche und bei dem philosophischen Standpunkt, auf dem ich stehe, nehme ich Ihnen dies auch weiter nicht übel. Indessen, der Herr macht ja einen ganz vorteilhaften Eindruck.«

»Äußerlich. Er ist auch nicht ohne Erziehung und Bildung und stammt aus einer guten Familie. Aber das einstige Vermögen derselben wurde längst verschwendet, und sein Vater ist nicht besser wie er. Beides sind ein paar Glücksritter.«

»Das heißt, sie nehmen es, wo sie es kriegen können?«

»Ohne die geringsten Gewissensbisse«, merkte Schwefelkorn schmunzelnd an.

»Jetzt eben befindet sich hier der liebenswürdige Herr, für den ich ein besonderes Interesse hege, dem Ertrinken nahe. Das Wasser geht ihm bereits bis an den Mund und seit acht Tagen lebt er nur von kleinen Geschäften, sozusagen aus der Hand in den Mund.«

»Nun, und ich soll ihn wieder flott machen?«

»Es wird wohl nicht anders sein«, sagte der Baron, »wenn wir den Burschen auch noch weiter im Auge behalten und uns mit ihm eine Weile die Zeit vertreiben wollen. Für Ihre ›psychologische Studien‹ wird er Ihnen jedenfalls von Nutzen sein.«

»Nun, im Interesse der Wissenschaft ist mir kein Opfer zu schwer. Was soll ich also tun?«

»Wir wollen jetzt gehen. Ziehen Sie Ihre Börse und lassen Sie eine gehörige Anzahl Goldstücke blicken.«

»Zu welchem Zweck denn?«

»Glauben Sie denn nicht, dass er uns bereits längst im Stillen ins Auge gefasst hat? Dergleichen Leute besitzen eine ungemein scharfe Beobachtungsgabe und wissen mit großer Geschicklichkeit ihre Opfer herauszufinden.«

»Da! Wahrhaftig, ich habe es bemerkt, wie er eben einen heimlichen Blick herüberschickte, als ich meine Börse öffnete.«

»Das genügt. Sein Auge ist in derartigen Dingen geübt, der Glanz des Goldes wird ihm nicht entgangen sein. Jetzt kommen Sie, das Übrige findet sich von selbst.«

»Ein köstlicher Spaß«, sagte Schwefelkorn lachend, sich die Hände reibend, als sie sich auf der Straße befanden. »Der Teufelsbraten - um mich in meiner heimatlichen Sprache auszudrücken - ahnt nicht, wie nahe ich ihm bin.«

Am nächsten Abend fand sich Schwalbe allein in dem Restaurant ein. Schwefelkorn hatte ihn etwas metamorphosiert, doch so, dass er leicht wiederzuerkennen war.

Er setzte sich an denselben Tisch, den er gestern innegehabt hatte. Zu seiner Genugtuung bemerkte er, dass auch der Glücksritter bereits wieder am Billard beschäftigt war. Unser Bekannter sah anscheinend unbefangen dem Spiel zu, und ebenso unbefangen schien der andere seine Stöße zu machen. Aber eine gewisse Unruhe gab sich doch bei dem Erscheinen des Doktors bei ihm kund. Heimlich schielte er zu ihm hinüber und endlich warf er den Queue fort.

»Genug für heute!«, sagte er zu seinem Gegner, »morgen stehe ich Ihnen wieder zu Diensten, wenn Sie es wün-

schen.«

»Aber wir machten doch sechs Partien aus und jetzt, wo ich im Verlust bin, hören Sie plötzlich auf.«

»Das beruht jedenfalls auf einem Irrtum. Wie gesagt, morgen bin ich gern bereit, Ihnen Revanche zu geben.«

»Das finde ich aber sonderbar«, murmelte sein Mitspieler.

»Mein Herr, ich muss bitten, Ihre Ausdrücke besser zu wählen. Sie haben es mit einem Mann von Anstand und Ehre zu tun.«

Der andere sah ihn etwas zweifelhaft von der Seite an.

»Drei Partien, die Partie zu zwei Gulden, macht sechs Gulden.« Er warf das Geld auf den Billardtisch. Den Mann von Anstand und Ehre schien dies nicht im Geringsten zu genieren. Ruhig strich er den Betrag ein. Sich zu dem Aufwärter wendend, rief er: »Kellner, einen Schoppen Geisenheimer!«

»Sogleich, Herr Baron!«

Der Herr Baron schritt inzwischen, die Melodie eines Liedes leise trillernd, im Zimmer auf und ab.

»Wo soll ich den Schoppen hinstellen?«, fragte der Gany-med.

»Einerlei. Dort auf den Tisch, der Herr wird es wohl erlauben.« Er verneigte sich höflich gegen Schwalbe, welcher diese Verbeugung erwiderte.

»Eine unerträgliche Hitze«, bemerkte er, unserem Bekannten gegenüber Platz nehmend, »finden Sie das nicht auch?«

»Nun, es geht. Das Spiel wird Sie wohl etwas aufgeregt haben. Ich habe demselben zugesehen. Sie scheinen ein Meister darin zu sein.«

»Ich spiele zu meinem Vergnügen. Womit soll man die

Zeit hinbringen.« »Freilich. Aber Sie spielten ziemlich hoch.«

»Eine Bagatelle, es geschieht nur, um das Interesse etwas zu erhöhen, sonst würde die Sache schließlich doch zu langweilig werden.«

»Es ist doch etwas ganz Eigentümliches, um das Leben in einer großen Stadt«, bemerkte Schwalbe mit ziemlich einfältiger Miene.

»Sie sind also hier fremd?«

»Ich kam erst dieser Tage an.«

»Wenn ich nicht irre, sah ich Sie schon gestern mit einem älteren Herrn hier?«

»Das war mein Oheim, er ist diesen Morgen wieder abgereist.«

»Wahrscheinlich nach der Provinz?«

»Ja, wir wohnen in einem kleinen Städtchen.«

»Und Sie wollen sich zu Ihrem Vergnügen hier aufhalten?«, fragte der Baron mit einer sehr entgegenkommenden Verbeugung.

»Das eben nicht«, antwortete unser Bekannter, indem er seinem Gesicht einen noch linkischeren Ausdruck gab. »Sehen Sie, lieber Herr, ich habe ein kleines Kapital – mein ganzes Besitztum – und da will ich sehen, dass ich es vorteilhaft anlegen und mich an einem Geschäft beteiligen kann.«

»Da seien Sie ja vorsichtig, es gibt hier allerhand Menschen.«

»Freilich, freilich, das hat man mir auch zu Hause schon gesagt, als ich abreiste. Wenn ich nur erst eine paffende Wohnung hätte.«

»Haben Sie denn große Ansprüche?«

»Gott bewahre. Ein hübsch möbliertes Zimmer würde mir genügen.«

»Nun, ich könnte Ihnen vielleicht dabei behilflich sein«, sagte der Glücksritter, und der Ausdruck boshafter Schadenfreude zuckte dabei über sein Gesicht.

»Ach, wenn Sie das wollten, ich würde Ihnen sehr dankbar sein!«

»Bitte, Einer muss dem anderen mit Rat und Tat zur Hand gehen, das ist ja nicht mehr als Pflicht. In dem Haus, wo ich wohne, dicht neben dem meinen, befindet sich nämlich ein solches Zimmer, wie Sie es suchen.«

»Das will ich gleich morgen mieten.«

»Sie werden sich in dem Haus sehr behaglich fühlen. An Entgegenkommen fehlt es nicht, und wenn Ihnen meine Gesellschaft zusagt, so sollen Sie mir stets willkommen sein.«

»Oh, wie gütig Sie sind! Ich weiß nicht, wie ich Ihnen für so viele Freundlichkeit danken soll ...«

»Keinen Dank«, bemerkte der Baron abermals mit einer höflichen Verbeugung, »ich lebe sehr zurückgezogen – höchstens einmal eine Partie Whist ...«

»Ja, sehen Sie, so eine kleine Partie liebe ich auch, es gehört zum guten Ton, nicht wahr?«

»Allerdings. Man kommt in Gesellschaften oft in die Lage, wo man ein Spiel nicht ausschlagen kann, und ich bin gern bereit, Sie in den Kreis meiner Freunde einzuführen.«

»Nun, das ist doch ein wahres Glück, dass der Zufall mich Ihre werte Bekanntschaft machen ließ.«

»Mit wem habe ich denn das Vergnügen zu sprechen?«

»Ich heiße Glöckner, Herr Baron.«

»Ich bin der Freiherr von Hahnenfeder. Darf ich mir er-

lauben, Ihnen meine Karte zu überreichen?«

»Oh, die nehme ich mit Dank an. Also Schloßstraße Nr. 26. Nun, ich werde nicht ermangeln, meine Aufwartung zu machen.«

Gar nicht übel gespielt für mein erstes Debüt, dachte Schwalbe, nachdem sich sein Gesellschafter nach einiger Zeit unter einem schicklichen Vorwand entfernt hatte. Der geht sicher auf den Leim. Der Bursche fließt ja vor lauter Vertrauensseligkeit über. Na, ich werde ihm schon Gelegenheit geben, sein Geld vorteilhaft anzulegen und dann fort von hier, ich habe noch ganz andere Pläne im Kopf!

Den Tag darauf bezog Glöckner das ihm empfohlene Zimmer und schon eine Woche später stand er mit dem Baron auf dem vertrautesten Fuße.

»Whist verstehen Sie jetzt«, sagte dieser eines Abends, »und mit dem Landsknecht geht es auch. Ich will Ihnen nun nur noch das Tempeln beibringen, dann sind Sie ein vollendeter Gentleman und können in jeder noblen Gesellschaft auftreten.«

»Ach ja, wenn ich bitten dürfte, ich würde Ihnen sehr dankbar dafür sein.«

»Nun gut, ich erlaube mir, Sie für morgen zu einem Glas Wein einzuladen. Apropos, tragen Sie Ihr Geld noch immer bei sich?«

»Freilich. Man hat mir gesagt, in den großen Städten müsste man vorsichtig sein.«

»Das hat auch seine vollkommene Richtigkeit. Nun also bis morgen. Aber ganz unter uns, Sie müssen mit dem, was Sie finden fürlieb nehmen. Eine kalte Pastete, ein Glas Wein, eine Zigarre und hinterher ein kleines Spielchen, lediglich zu Ihrer Belehrung.«

»Natürlich. Übrigens sind Sie mir vom letzten Mal noch eine Revanche schuldig und ich habe so eine stille Ahnung, dass ich diesmal gewinnen werde.«

»Sollte mir sehr angenehm sein, denn aufrichtig gesagt, es ist mir fatal, wenn ich immer im Vorteil bin.«

»Der Spitzbube«, dachte Schwalbe, »er wünscht nichts sehnlicher, als mir die letzte Feder auszurupfen.«

Tief waren schon die Lichter heruntergebrannt und der angebliche Glöckner saß noch immer mit dem Baron von Hahnenfeder und einem anderen Herrn beim Landsknecht.

»Trinken Sie«, sagte der Glücksritter und schenkte zugleich die Gläser wieder voll. »Pah, wer wird einer solchen Kleinigkeit wegen gleich ein so jämmerliches Gesicht machen! Wie oft habe ich heute verloren und morgen das Doppelte wieder gewonnen! ... Hier, mein Freund, der Graf Puff, ist mehr als zehnmals davon Zeuge gewesen.«

»Ja wohl, ja wohl«, bestätigte der falsche Graf Puff, »ist alles schon dagewesen. Ziehen Sie ab, Baron, was steht?«

»Zehn Friedrichsd'or.«

»Eine Bagatelle. Ich halte!«

»Sie haben verloren, Graf«, sagte Herr von Hahnenfeder. »Wer hält die zwanzig Friedrichsd'or?«

Es entstand eine kleine Pause. Die beiden Gauner tauschten einen heimlichen Blick miteinander aus, aber auch Schwalbe spielte seine Rolle vortrefflich.

»Nun, Herr Glöckner, halten Sie?«, fragte der Baron.

Dieser wischte sich den Schweiß von der Stirn. »Wenn ich verliere, so bin ich bis auf den letzten Gulden fertig.«

»Ich will nicht schuld daran sein«, sagte Herr von Hahnenfeder mit einer großmütigen Gebärde die Karten niederlegend.

»Halten Sie«, flüsterte Graf Puff, »er hat viermal gewonnen, er muss das fünfte Mal verlieren.«

»Nun, meine Herren«, rief der Freiherr, »wenn niemand mehr hält, so ziehe ich ein.«

»Ziehen Sie ab«, rief Schwalbe und schob mit zitternder Hand den Einsatz hin, während er mit stierem Blick in fieberhafter Spannung dem Umschlagen der Karten folgte.

»Es tut mir leid, Sie haben verloren«, bemerkte mit der größten Kälte der Baron, »der König war für mich, die Zehn für Sie.«

»Ich halte noch einmal«, rief Glöckner.

»Gut, ich stehe zu Diensten.«

»So ziehen Sie ab.«

Herr von Hahnenfeder rührte sich nicht.

»Nun, worauf warten Sie denn?«

»Auf ihren Einsatz.«

»Sie werden mir doch bis morgen Kredit geben?«

»Im Spiel tue ich dies grundsätzlich nicht«, bemerkte der lebenswürdige Baron.

»Aber Sie haben mir doch alles abgenommen?«

»Sie hätten mir ebenso gut alles abnehmen können.«

»Was wird meine Mutter sagen«, seufzte Glöckner, »es war ihr sauer Erspartes.«

Der Herr Graf Puff brach hier in ein rohes Gelächter aus.

»Sie stellen sich aber doch auch zu jämmerlich an.« »Wie soll ich den Meinen unter die Augen treten. Oh, ich Leichtsinniger! Ich Verworfenener!« Der angebliche Glöckner hielt sich beide Hände vors Gesicht und brach in ein Schluchzen aus.

»Ich bitte Sie, führen Sie hier keine Szene auf«, sagte jetzt auch im groben Ton Herr von Hahnenfeder.

»Leihen Sie mir wenigstens fünf Friedrichsd'or, damit ich meine Rechnung bezahlen und nach Hause zurückkehren kann.«

»Geht wirklich nicht, mein Bester, sehen Sie, wie Sie fertig werden.«

»Sie sehen aber, dass ich der Verzweiflung nahe bin.«

»Bedaure sehr, vermag Ihnen aber nicht zu helfen.«

»So nehmen Sie es auf sich, wenn ein Unglück passiert!«

Mit diesen Worten stürzte Glöckner mit allen Zeichen einer verzweifelten Aufregung zur Tür hinaus, während ihm ein kaltes höhnisches Gelächter nachgeschickt wurde.

»Wie viel nahmen Sie dem Dummkopf ab?«, fragte Puff.

»Hier haben Sie die versprochenen fünfzig Taler und nun seien Sie zufrieden«, lautete die Antwort.

»Damit bin ich aber nicht zufrieden, ich verlange meinen vollen Anteil. Ich habe im Stillen genau Rechnung geführt, Sie müssen wenigstens sechshundert Taler gewonnen haben.«

»Was geht das Sie an. Hier ist Ihr Geld und nun trollen Sie sich.«

»Wenn Sie nicht mit mir teilen, so sage ich morgen dem jungen Mann, dass Sie mit einem falschen Spiel Karten gespielt haben.«

»Und ich werde der Polizei in einem anonymen Schreiben anzeigen, dass Sie einer der gefährlichsten Gauner sind.«

»Sie Halunke!«

Hahnenfeder riss einen Revolver von der Wand. »Wollen Sie nun gleich machen, dass Sie fortkommen, Sie feiger Schuft!«

»Warten Sie nur!«, drohte der andere, griff aber doch nach dem Fünfzigtalerschein und stürzte dann zur Tür hi-

naus.

»Ich kenne den Kerl«, murmelte sein Kompagnon, »morgen wedelt er wieder vor mir und leckt mir die Stiefelspitzen. Bleibt sich übrigens gleich, denn nun ist mir geholfen und in wenigen Tagen verlasse ich die Stadt, um andere Pläne zu verfolgen.«

»Das ist ja ein wahrer Ausbund von Laster«, sagte Schwalbe, als er am darauffolgenden Tag mit Schwefelkorn zusammentraf.

Dieser rieb sich sehr behaglich die Hände. »Den Burschen halte ich schon lange im Auge, ich hoffe einst noch mehr Freude an ihm zu erleben. Sie sind übrigens früher, als ich vermutete, zurückgekehrt.«

»Nun, ich hatte ja nichts mehr zu tun. Der erste Akt ist aus. Jedenfalls glaubt dieser Gauner nun, ich sei nach Hause gereist, oder ich habe mich in den Fluss gestürzt. Das Eine wird ihm so gleichgültig wie das Andere fein.« Schwefelkorn lachte. »In vierzehn Tagen reisen wir von hier ab.«

»Wohin?«

»Nach Paris. Dort werden wir dem zweiten Akt als Zuschauer beiwohnen.«

»Wie heißt denn aber das Stück, Sie haben ihm immer noch keinen Namen gegeben.«

»Na«, sprach der falsche Baron lachend, »Sie werden doch zugeben, dass dieser liebenswürdige Freiherr von Hahnenfeder mir bereits ganz sicher ist?«

»Darüber hege ich nicht den geringsten Zweifel.« »Außerdem kennen Sie mich als einen toleranten Mann, der nicht an jedem Wort Anstoß nimmt.«

»Das ist wahr. Trotz Ihrer höllischen Herkunft lässt es sich mit Ihnen ganz gut umgehen.«

»Danke bestens für Ihre Offenheit.«

»Also der Name des Stücks, wie heißt der?«

»Des Teufels Anteil«, antwortete Schwefelkorn. »Wie gefällt Ihnen derselbe?«

»Vorzüglich.«

»Nun ich weiß, es tut unserer Freundschaft keinen Abbruch, dass ich mich beim rechten Namen nenne.«

»Hat gar nichts zu bedeuten, legen Sie sich keinen Zwang an. Als Philosoph vermag ich das schon zu ertragen.«

Während Schwalbe auf diese Weise mit seinem zweideutigen Freund immer vertrauter wurde, was wir zu unserer tiefsten Betrübnis den Lesern leider nicht zu verschweigen vermögen, befand sich unser Hochstapler Hahnenfeder ebenfalls in einer rosigen Stimmung. Mit besonderem Behagen hatte er am anderen Morgen das Gold und die Banknoten überzählt. Was inzwischen aus dem jungen Mann geworden war, dem er beides abgenommen hatte, das machte ihm nicht die geringsten Kopfschmerzen.

»Endlich bin ich dem Ziel meiner Wünsche näher«, murmelte er, »und ich habe nun Gelegenheit aus dieser Atmosphäre herauszukommen, welche schließlich doch anfängt, beengend auf mich zu wirken. Was wird sich der alte Spitzbube wundern, wenn ihm sein geliebter Sohn so plötzlich einen Besuch abstattet! ... Auf eine Anzapfung von seiner Seite muss ich mich natürlich gefasst machen. Aber wenn er mir die gewünschten Empfehlungen gibt, so soll es mir auf fünfzig Taler nicht ankommen. Die kleine Angelegenheit, welche ich hier noch zu ordnen habe, soll noch diesen Abend arrangiert werden und dann: Leb wohl Madrid und nie siehst du mich wieder! Spurlos bin ich dann für alle, die ich nicht mehr wiedersehen will, verschwunden. In Paris

beginne ich ein neues Leben und fange mir hoffentlich ein Goldfischchen, mit dem ich ganz munter und behaglich durchs Leben schwimme.«

Es war schon ziemlich spät, als der Hochstapler durch die Straßen eilte und in einem großen Haus verschwand, aus dessen vierten Stock ein matter Lichtschimmer durch die Scheiben drang. Dort hinauf stieg er. Wohlbekannt mit der Lokalität klopfte er an eine Tür und öffnete dieselbe. Es war nur eine dürftige Wohnung, schon halb Mansarde, aber reinlich und mit einem gewissen Anstand möbliert. Eine junge Dame von etwa zweiundzwanzig Jahren saß an einem Tisch, auf welchem eine Schirmlampe stand. Sie selbst führte fleißig die Nadel. Sowie sie Hahnenfeder bemerkte, legte sie die Arbeit fort und trat ihm entgegen. Ihr Gesicht war mild und ausdrucksvoll, aber eine wahrhafte Freude sprach sich doch beim Anblick des in seinem Äußeren durchaus nicht üblen Mannes aus, sondern ihre Stirn zeigte sich umwölkt, so sehr sie dies auch unter einem mehr gezwungenen als natürlichen Lächeln zu verbergen suchte.

»Die Mutter ist ausgegangen«, sagte sie, »aber sie wird bald wieder zurückkommen. Setz dich - ich glaube es sind jetzt schon vier Tage, dass ich dich nicht mehr gesehen habe.«

»Geschäfte, mein Engel, unaufschiebbare Geschäfte, und auch heute habe ich nicht viel Zeit.«

»Aber ich habe mir schon längst vorgenommen, mit dir ein ernstes Wort zu sprechen. Du wirst mir daher hoffentlich eine halbe Stunde widmen können.«

»Natürlich, vorausgesetzt, dass es nicht länger dauert.«

Das junge Mädchen erhob stolz den Kopf und blickte ih-

ren Gesellschafter streng an.

»Es gab eine Zeit, wo du anders sprachst«, sagte sie, »und wo du dich glücklich fühltest, wenn du bei mir sein konntest.«

»Nun, das ist auch jetzt noch der Fall.«

Ein Seufzer entrang sich der Brust der Sprecherin. »Ich bin dir mit vollem Vertrauen entgegengetreten«, sagte sie, »keine Nebenabsichten haben mich dabei gelehlet. Ich weiß, dass du nichts zu geben hast und ich bin damit zufrieden gewesen, ja noch mehr, ich habe verschiedene Male die Bewerbungen rechtlicher Männer aus Liebe zu dir zurückgewiesen.«

»Wie oft musste ich das schon hören«, sagte, leicht mit den Achseln zuckend, Hahnenfeder.

»Nun, da es sich dabei um meine Zukunft handelt, so wirst du wohl erlauben, dass ich nochmals darauf zurückkomme.«

»Verdammt langweilig«, brummte der Hochstapler. »Mag sein«, erwiderte das Mädchen mehr betrübt als verletzt, »aber für mich ist es von Erheblichkeit. Ich will wissen, wie ich mit dir dran bin und ob ich deinen Versprechungen Glauben schenken kann.«

»Nun, das lässt sich nicht gleich so schnell machen, wie du zu glauben scheinst.«

»Aber du hast Zeit genug gehabt, dich nach einer Stelle umzusehen und du behauptetest ja stets, dass es dir an Fürsprache nicht fehle.«

»Ich bitte dich, höre mit diesem Drängen ein für allemal auf. Es langweilt mich.«

»Nun, du gabst mir ja doch ein schriftliches Eheversprechen.«

»Deswegen komme ich eben her. Es ist albern, wenn sich zwei Leute nicht aufs bloße Wort glauben sollen. Ich bitte dich daher, gib mir das Papier zurück.«

Nun warf aber die Brünette einen misstrauischen Blick auf ihren Gesellschafter. »Nein«, erklärte sie bestimmt, »das geschieht nimmermehr! Ich werde keinen Missbrauch damit treiben, dazu kennst du mich zur Genüge. Ich will aber auch nicht das einzige Dokument aus der Hand geben, wodurch ich mich in den Augen der Welt rechtfertigen kann.«

»Nun, dann behalte den Wisch meinetwegen«, antwortete Hahnenfeder, der sich inzwischen anders besonnen zu haben schien, kurz und ungezogen. »Behalte ihn und rechtfertige dich damit vor der Welt.«

»Ich hoffe, dass das nicht nötig sein wird«, lautete die ruhige Erwiderung.

»Ich denke auch nicht. Und nun lebe wohl.«

»Willst du nicht die Mutter erwarten?«

»Nein, ich habe keine Zeit.«

»Du hast keine Zeit?«, fragte das junge Mädchen nun auch sichtbar beleidigt und in ihrem Stolz gekränkt. »Nun, wenn du Billard und Kartenspiel meiner Gesellschaft vorziehst, dann will ich dich allerdings hier nicht länger zurückhalten.«

Sie nahm die Lampe und leuchtete dem Davoneilenden, sie erwartete mit Bestimmtheit, dass er sich wenigstens noch einmal umdrehen und ihr eine freundliche gute Nacht sagen würde. Als er aber trotzig die Treppe hinunterstieg, kehrte sie langsam mit gesenktem Kopf in ihr Stübchen zurück, während ihre Augen mit Tränen gefüllt waren.

»Bittere Enttäuschung!«, murmelte sie. »Er lässt es mich ja

deutlich genug fühlen, dass er mich nicht mehr liebt. Womit habe ich dies verdient? ... Habe ich mich nicht stets treu, habe ich mich nicht immer nachgebend und aufopfernd gegen ihn bewiesen?«

Sie ergriff ihre Arbeit und nahm dieselbe still und nachdenkend wieder auf, während noch immer einzelne Tränen auf den Stoff, den sie verarbeitete, herabfielen.

Inzwischen war der Mann, welcher sie so rau behandelt hatte, auf der Straße angelangt.

»Verdammte Schrift«, murmelte er, »welche ich mir in einer schwachen Stunde ablocken ließ! ... Ist am Ende aber auch einerlei«, fuhr er fort. »Hierher kehre ich ja doch nicht mehr zurück und meinen neuen Aufenthalt erfährt sie nicht.«

Mit der Herzlosigkeit eines Schurken drehte er sich noch einmal um, und nach dem matterleuchteten Fenster oben blickend, sagte er höhnisch: »Auf Nimmerwiedersehen, Liebchen! Ich entbinde dich deiner Schwüre - wirst dich schon trösten und dir bald genug einen anderen anschaffen!«

Er begab sich direkt zu seiner Wohnung und begann einen kleinen Koffer zu packen. Das Geschäft war bald beendet, denn eine Garderobe besaß der ehrenwerte Freiherr von Hahnenfeder nicht, und mit seiner Wäsche war es ebenfalls schlecht bestellt.

»Alles werde ich in Paris ergänzen«, sagte er gewissermaßen zu seiner eigenen Entschuldigung, indem er die wenigen Sachen, die er hatte, in den engen Raum hineinpresste, dann den Deckel zuklappte und den Schlüssel im Schloss zweimal herumdrehte.

Er klingelte und ein Bursche von etwa sechzehn Jahren

trat ein.

»Wie viel Uhr haben wir?«

»Es geht auf acht.« -

»So ist es die höchste Zeit, um halb neun fährt die Postkutsche ab.«

Zwei Stunden später rasselte der schwere Wagen auf der Chaussee durch die finstere Nacht. Baron von Hahnenfeder saß in eine Ecke gedrückt und hing seinen Gedanken nach, während die übrigen Passagiere größtenteils schliefen. Mitunter fühlte er in seine Brusttasche, ob sein ergaunerter Schatz auch noch vorhanden sei, denn eine so große Summe hatte er seit Langem nicht besessen. Er befand sich daher auch in der angenehmsten Stimmung.

»Erhalte ich von dem alten Halunken die gewünschten Empfehlungen«, murmelte er, »so ist mir geholfen. Ich erinnere mich des Mädchens noch sehr gut, es ist etwas schief, hat einen breiten Mund und schielt auf beiden Augen. Es muss jetzt in einem passablen Alter sein, in einem Alter, wo man mit Vergnügen, ohne erst viel zu überlegen, mit beiden Füßen in den Ehestandshimmel springt ... Ja, Himmel! ... Habe ich nur erst die schönen Banknoten, welche ihr Vater, der alte Lagemann, bei seinem Tod hinterließ, so schiebe ich sie beiseite und führe ein Leben wie ein Pascha!«

Hier wurde der edle Freiherr durch einen heftigen Stoß des gerade nicht in den besten Federn hängenden alten Wagens emporgeschleudert. Gerade wollte er durch einen kräftigen Fluch sein Missfallen über diese unsanfte Störung zu erkennen geben, als der Kondukteur an dem offenen Fenster erschien und meldete, dass man auf der Station Hahnenfelde angekommen sei.

»Richtig«, murmelte unser Glücksritter, indem er aus der

auf vier Rädern ruhenden Arche stieg, »richtig, hier befinde ich mich auf dem freiherrlichen Territorium! Diese Felder - der Morgen war bereits angebrochen - gehörten einst meinen Vorfahren, die Hahnenfeder von Hahnenfelde hielten hier einst Hof. Es ist eine besondere Tücke des Schicksals, dass gegenwärtig der letzte Baron dieses berühmten Geschlechtes in einem alten baufälligen, mit Stroh gedeckten Haus wohnen muss.«

»Heda!«, sagte er zu einem Bauerburschen, welcher, die baumwollene Zipfelmütze auf dem Kopf, mit gaffendem Maul dastand, »heda, mein Bursche, unstreitig ist dir doch der Freiherr von Hahnenfeder bekannt?«

»Ganz gut«, antwortete dieser, »meine Mutter liefert ihm ja die Eier und die Butter, wofür sie freilich seit einem Jahr keine Zahlung erhalten hat.«

»Große Ehre für deine Mutter«, bemerkte humoristisch unser Hochstapler, und zu sich selbst setzte er hinzu: »Der alte Schuldenmacher treibt es also noch immer wie früher, und ich kann mich darauf gefasst machen, dass er mir seine Empfehlungen so teuer wie möglich verkaufen wird.«

Mithilfe des jungen Burschen gelangte er auch bald am jenseitigen Ende des Dorfes an ein Haus, welches einst ziemlich stattliche Dimension gehabt haben musste, das aber nun vollständig verwüstet und verfallen war. Noch in diesem Augenblick machte sich ein sumpfiger Graben bemerkbar, über welchen wohl einst eine Zugbrücke geführt haben mochte, der indessen jetzt mithilfe einiger über denselben gelegten Bretter leicht zu überschreiten war.

Mit einem großmütigen Geschenk entließ hier unser Bekannter seinen Begleiter. »Trinke auf die Gesundheit deines künftigen Grundherrn«, sagte er sehr herablassend, indem

er ihm eine Silbermünze in die Hand drückte, und als er in dem Gesicht des Burschen etwas zu lesen schien, was wie die Frage aussah: »Wollen Sie nicht auch gleich die Eier und die Butter bezahlen?«, winkte er sehr herablassend mit der Hand zum Abschied und kehrte ihm dann den Rücken.

Wenige Minuten darauf klopfte er mit der Faust in ziemlich ungenierter Weise an ein ihm wohlbekanntes Fenster. Es dauerte etwas lange, ehe sich im Innern des Hauses jemand rührte. Endlich hörte man ein unartikulierte Brummen, und zuletzt wurde der wurmstichige Laden etwa einen Zoll breit geöffnet.

»Das alte Murmeltier«, dachte der Glücksritter und laut setzte er hinzu: »Sie brauchen keine Furcht zu haben, es ist kein Gerichtsdienner, der Ihnen mit einem Haftbefehl oder einem Auspfändungsmandat schon so früh einen Besuch abstattet. Es ist Ihr geliebter Sohn, welcher sich erlaubt, Sie persönlich herauszuklopfen, da, wie ich vermute, Ihr Kammerdiener augenblicklich verreist ist.«

»Wie, du bist es, mein hoffnungsreicher Sprössling?«, rief der Alte, »nun, Gott stehe mir bei, ich glaubte dich längst hinter Schloss und Riegel. Es muss etwas Außergewöhnliches vorgefallen sein, dass du auch einmal auf den Einfall kommst, deinen Vater zu besuchen.«

»Das ist es auch«, antwortete der liebenswürdige Sohn, »machen Sie nur auf und dann sollen Sie alles erfahren.«

»Aber ich kann dich hier nicht eher aufnehmen, bis ich nicht überzeugt bin, dass mir daraus keine Kosten erwachsen«, kapitulierte der Alte.

»Na, machen Sie sich darüber keine Sorgen, Sie alter Uhu«, sagte unser Bekannter lachend. »Dieses Mal komme ich nicht mit leeren Händen. Und wenn Sie sich hübsch an-

ständig benehmen, fällt vielleicht auch für Sie etwas ab.«

»Du hast also jedenfalls irgend so einen Grünschnabel die Federn ausgerupft?«, fragte der würdige Vater, als er seinem nicht minder würdigen Sohn gegenüberstand.

»Allerdings«, antwortete dieser. »Ich hoffe, Sie werden nichts dagegen haben.«

»Was sollte ich denn. Und du willst jetzt die Früchte deines Fleißes mit mir teilen?«

»Fällt mir gar nicht ein.«

»Welche Undankbarkeit!«, rief der Freiherr, »ich habe dich doch in alle diese edlen Künste so väterlich eingeweihet.«

»Mag sein, aber deswegen habe ich doch keine Lust, Ihnen mein sauer Erworbenes an den Hals zu werfen.«

»Nun, was willst du dann hier? Da hättest du ja lieber ganz weg bleiben können.«

»Hören Sie«, erwiderte der Hochstapler, »es bietet sich Ihnen Gelegenheit, ein gutes Geschäft zu machen, und deswegen stattete ich Ihnen gerade meinen Besuch ab.«

»Soll ich etwa einen Wechsel akzeptieren? Ich glaube kaum, dass es dir gelingen wird, denselben unterzubringen.«

»Davon bin ich auch überzeugt. Nein, es handelt sich um etwas anderes. Es gibt gewisse Personen, welche Sie kannten, als Sie noch in anderen Verhältnissen lebten und denen Ihre jetzige Lage völlig fremd ist. Es gibt auch gewisse Leute, die noch immer auf einen alten Namen etwas halten und welche einen Freiherrn von Hahnenfeder gern in ihrem Familienkreis aufnehmen würden.«

»Nun, also?«

»Die Sache ist die, dass ich mein jetziges Leben müde bin

und mir durch eine reiche Heirat wieder auf die Beine zu helfen wünsche.«

»Ein verdammt gescheiter Gedanke.«

»Wie Sie bereits wissen, habe ich einem dummen Teufel ein ganz artiges Sümmchen im Spiel abgenommen.«

»Wovon du Undankbarer aber deinem alten Vater nichts zukommen lassen willst.«

»Geduld. Meine Absicht ist, nach Paris zu gehen. Erinnern Sie sich vielleicht noch einer Frau Lagemann, die dort mit Ihrer Stieftochter lebt?«

Der Freiherr ließ einen pfeifenden Ton hören. »Nicht übel«, rief er, »jetzt weiß ich woher der Wind weht.«

»Mein Vorteil ist auch der Ihre«, sagte der Sohn. »Gelingt es mir, diese Jakobine zu der Torheit zu verleiten, mir ihre Hand zu reichen, so ist auch Ihnen geholfen.«

»Das alte schieläugige Mädchen wäre am Ende wirklich imstande, eine solche Dummheit zu begehen«, bemerkte der Vater. »Nun, was soll ich also tun?«

»Sie sollen mir an Frau Lagemann eine Empfehlung mitgeben.«

»An die frühere Tänzerin? Ja, ja, sie ist steinreich, ihr Mann setzte sie zur Universalerbin ein.«

»Und dann bedarf ich noch einiger weiteren Empfehlungen. Da hält sich, wenn ich nicht irre, noch ein anderer Bekannter von Ihnen in Paris auf, der Baron von Rodenwald.«

»Ein alter Industrieritter, der auch jetzt sein Handwerk noch nicht verlernt hat.«

»Allerdings. Den brauche ich aber eben, um in gewissen Salons Eingang zu finden, denn die kleine Summe, welche ich jetzt habe, betrachte ich nur als Einlagekapital, um mir in anderer Weise die Mittel zu einem standesgemäßen Le-

ben zu verschaffen.«

»Am besten wäre es wohl«, meinte der ehrwürdige Freiherr, »wenn ich dich begleite.«

»Na, das fehlte eben noch!«, rief Hahnenfeder der Jüngere. »Das wäre die schönste Manier, um meinen fein angelegten Plan von Vornherein zum Scheitern zu bringen! Nein, Ihre Gesellschaft verbitte ich mir unter allen Umständen. Ich fühle keine Neigung, Sie auf meine Kosten zu füttern.«

»Aber ich habe durchaus keine Lust, leer auszugehen, wenn ich dir helfen soll.«

»Das ist auch gar nicht mein Wille. Gelingt die Heirat, so setze ich Ihnen ein Jahrgeld aus.«

»Etwas zu ungewisse Aussichten«, erwiderte der alte Freiherr, spöttisch mit den Achseln zuckend. »Ich halte mich an das Sichere, zu einer Jahresrente ist es später noch immer Zeit.«

»Nun, was verlangen Sie also für Ihre Empfehlungen?«

»Die Hälfte von dem, was du dem Einfaltspinsel im Spiel abgenommen hast.«

»Da wäre ich ein ebenso großer Einfaltspinsel«, konterte der hoffnungsreiche Sohn lachend. »Ich wette, dass Sie sich gegenwärtig nicht im Besitz von fünf Gulden befinden?«

»Nun, was soll das? Wenn ich meinen Grundzins einbekomme ...«

»Wahrscheinlich von Ihren Gütern auf dem Mond. Ha, ha, Sie werden altersschwach, sonst würden Sie nicht den Versuch machen, mir so etwas aufbinden zu wollen!«

Der Baron zog ein Gesicht, als wenn er über sich selbst lachte. »Nun also, wenn das Geschäft zwischen uns abgeschlossen werden soll?«

»So gebe ich Ihnen zwanzig Taler.«

»Bleibe mir mit einem solchen Lumpengebot vom Leibe. Unter zweihundert ist gar nicht daran zu denken.«

»Dann wird nichts daraus, ich reise wieder dahin, wo ich hergekommen bin.«

»Du bist ein unnatürlicher Sohn. Um dir jedoch mit einem guten Beispiel voranzugehen, will ich mich mit hundert Talern zufrieden erklären.«

»Ich gebe Ihnen fünfzig Taler.«

»Mir so etwas anzubieten! Es ist wirklich eine Schande.«

»An die Schande sind wir beide schon gewöhnt«, sagte der Abenteurer frivol lachend. »Also entschließen Sie sich kurz: Nehmen Sie mein Gebot an? Es ist das letzte.«

»Wirklich, ich tue es nur, weil meine väterlichen Gefühle dabei den Ausschlag geben. Zähle also das Geld auf, du sollst dafür die gewünschten Empfehlungen erhalten.«

»Erst nach Ablieferung derselben. Sie wären doch am Ende noch imstande, mir einen Streich zu spielen.«

Daraufhin lächelte der Freiherr seinem Sohn sehr befriedigt zu. »Ich sehe doch, dass du mir nicht allein in allen Stücken gleichst, sondern dass du mich noch in manchen übertriffst. Hast du denn gar nichts mitgebracht?«

»Doch, Papa, eine Flasche echten Jamaikarum.«

Der Alte rieb sich vor Vergnügen die Hände. »Dort im Ofen ist heißes Wasser. Während ich die Briefe schreibe, welche bestimmt sind, dich in die vornehme Gesellschaft einzuführen, kannst du Punsch brauen.«

Wir brauchen wohl dem Leser nicht erst zu versichern, dass sich das würdige Paar, nachdem es das Geschäft, durch welches es zusammengeführt worden war, zur gegenseitigen Zufriedenheit erledigt hatte, ohne sonderlichen

Schmerz wieder trennte. Mit seinen Briefen in der Tasche wandte der jüngere Hochstapler dem Sitz seiner Ahnen, dem alten baufälligen, mit Stroh gedeckten Haus, kalt den Rücken, während sein würdiger Herr Papa, auf den erblindeten Scheiben einen Marsch trommelnd, dem hoffnungsvollen Sprössling in sonderbar pfiffiger Weise nachblickte.

»Ich habe ihn jetzt in meinen Fingern«, murmelte er, »und so schlau er sich auch dünkt, so bin ich doch noch schlauer. Rodenwald ist ein alter geriebener Fuchs, mit allen Hunden gehetzt und in allen Kartenkünsten erfahren. Ich zweifle daher auch nicht, dass mein hoffnungsreicher Sohn, wenn er denselben unter seine Protektion nimmt, in den Spielsalons gute Geschäfte machen wird. Aber wenn mein lieber Albert glaubt, dass er nunmehr seinen teuren Vater los ist, so irrt er sich. Es ist nicht mehr als billig, dass die Kinder für die Eltern arbeiten, wenn diese alt und schwach werden. Ich werde mir also eine Tantieme von dem Gewinn aussetzen, welche dieser liebenswürdige Tausendkünstler durch allerhand Fingerfertigkeiten aus den Börsen anderer Leute zieht. Und wenn er die Rente nicht pünktlich einzahlte, so spiele ich ihm einen Streich, an welchem er die strafende Hand seines armen, vernachlässigten Vaters erkennen soll.«

Einige Wochen später erblicken wir den kühnen Abenteurer, der Schwalbe auf so unbarmherzige Weise ausgeplündert und seine Geliebte in nicht minder unedler Weise verlassen hatte, mitten im bewegten Pariser Leben. Er hatte bei Frau Lagemann seinen Empfehlungsbrief abgegeben und war von dieser mit Freundlichkeit empfangen worden. Herr von Rodenwald war ebenfalls kein Unmensch und nahm sich seiner, wohl hauptsächlich deshalb, weil der alte

Hahnenfeder so manches aus seinem Leben wusste, was er nicht aufgedeckt zu sehen wünschte, mit Wohlwollen an. Durch dessen Empfehlung wurde er sogar bei dem Gesandten seines Landes eingeführt. Frau Lagemann war wirklich sehr reich, sie bewohnte in einem eleganten Haus den ersten Stock. Als ehemalige Tänzerin zeigte sie sich gar nicht unempfänglich gegen die Schmeicheleien eines eleganten jungen Mannes, dessen ansprechendes Äußeres nun noch mehr durch die geschmackvolle Toilette, welche er machte, hervorgehoben wurde. Der gewandte Hochstapler brachte es binnen Kurzem sogar so weit, dass er sich einen Groom halten konnte. Wenn er bei einem Ausflug zu dem Gehölz von Boulogne neben der Equipage der Dame galoppierte, spielte er gar keine üble Figur.

Wer weiß, was für Gefühle sich bei der noch immer lebenslustigen sechsvierzigjährigen Witwe gegen den Freiherrn zu regen begannen ... Aber wenn solche vorhanden waren, so verbarg sie dieselben sorgfältig und spielte vorläufig unter der Maske der Harmlosigkeit die stille Beobachterin. Und so entdeckte sie denn bald, dass Herr von Hahnenfeder ihrer Stieftochter Jacobine sehr eifrig den Hof machte und dass das Herz des bereits ziemlich alten, schiefen, schieläugigen Mädchens mit dem Verstand davonzulaufen begann. Unter den heftigsten Zuckungen ihres in Flammen stehenden Innern machte sie alle Stadien einer verspäteten Liebe durch. In ihrer Verblendung nahm sie es sogar als bare Münze, wenn der Baron ihre seelenvollen Augen zum Entzücken schön und ihren Mund reizend fand. Bei jeder Gelegenheit, wo er mit ihr allein war, wusste er das Feuer, welches er bei ihr entzündet hatte, in geschickter Weise immer heller anzufachen. Längst schon

stand er mit ihr im geheimen Briefwechsel und lachte höhnisch, wenn sie ihm in ihrer kopflosen Schwärmerei versicherte, dass sie entschlossen sei, sich der Tyrannei einer sie wegen ihrer Liebe hassenden und verfolgenden Stiefmutter durch heimliche Flucht zu entziehen, dass sie nötigenfalls auch bereit wäre, sich heimlich trauen zu lassen und dass sie überhaupt den Mut in sich fühle, für den teuren Mann, welcher sich ihr Herz für immer, ja für die Ewigkeit zu eigen gemacht habe, die größten Opfer zu bringen, denn die Entbehrungen, welche sie sich beide vielleicht auferlegen müssten, würden ja reichlich durch ihre gegenseitige Liebe belohnt werden.«

Der Baron zuckte, wie gesagt, über diese Ergüsse einer überspannten erhitzten Phantasie spöttisch die Achseln und fragte sich hohnlachend, was er wohl mit dem alten schiefgewachsenen Mädchen anfangen sollte, wenn er sie entführte, ohne zugleich die fünfzigtausend Taler mitzunehmen. Dennoch beantwortete er ihre Briefe immer ebenso zärtlich und ebenso überspannt, denn seine Politik zu ändern, fand er durchaus nicht angemessen, solange er sich nicht über die Vermögensverhältnisse Jacobines Klarheit verschafft hatte. Was nun die Tyrannei der Stiefmutter anbelangt, so bestand dieselbe lediglich in ruhigen Ermahnungen und in einer etwas strengeren Beaufsichtigung der liebessüchtigen jungen Dame, denn wenn sie vielleicht auch selbst nicht ganz gleichgültig gegen die körperlichen Vorzüge des Freiherrn von Hahnenfeder war, so wusste sie doch als eine besonnene Frau das, was sich in ihrem Innern regte, sorgfältig zu verbergen. Schließlich verstand sie es auch, bei ruhiger Überlegung, wieder die Schattenseiten desselben herauszufinden. Verschiedene Gerüchte, welche

ihr zu Ohren gekommen waren, erregten bei ihr immer mehr den Verdacht, dass die Rolle des Barons eigentlich nur eine einstudierte sei und dass die Quellen, aus denen er seine Existenzmittel bezog, mehr als verdächtig erschienen. Dieser dagegen würde gewiss keinen Anstand genommen haben, Jacobine gänzlich fallen zu lassen und sich dagegen um die Hand der Witwe zu bewerben, wenn er nicht durch die Erstere in Erfahrung gebracht hätte, dass ein Testament vorhanden wäre, durch welches sie nur unter der Bedingung zur Universalerbin eingesetzt sei, keine zweite Ehe mehr einzugehen. Er schloss daraus ganz richtig, dass der sorgsame Vater, außer dem Legat von fünfzigtausend Talern, seiner Tochter auch den übrigen Teil des großen Vermögens hatte erhalten wollen.

Aber wie gesagt, das waren alles bisher nur Gerüchte, die Herrn von Hahnenfeder zu Ohren gekommen waren. Erst durch genaue Einsicht des Testaments konnte er sich von der wirklichen Sachlage der Verhältnisse überzeugen. Hierzu die erste passende Gelegenheit zu benutzen, zeigte er sich daher entschlossen. Inzwischen fand er es seiner Politik angemessen, seine Bewerbungen bei Jacobine fortzusetzen und sie in einer solchen Stimmung zu erhalten, dass er dieselbe jeden Augenblick als willenloses Werkzeug zur Ausführung seiner Pläne benutzen konnte.

Das, was bei ihm häufig in stillen Stunden ein finsternes Stirnrunzeln hervorrief, waren die Anzapfungen, mit denen ihn sein liebenswürdiger Vater heimsuchte.

»Er preise den Himmel«, hieß es in diesen Briefen, »dass er ihn mit einem so braven Sohn gesegnet habe, der gewiss keinen Anstand nehmen werde, seinen alten darbenden Vater von seinem Überfluss etwa hundert oder zweihun-

dert Gulden mitzuteilen. Er zweifle gar nicht daran, dass sein musterhafter Sohn, auf den er mit dem größten Stolz blicke, seinem Verlangen entsprechen werde, denn man wisse nicht, zu was die Verzweiflung den Menschen treiben könne. Auch die Vatergefühle hätten ihre Grenzen, und nun, wo er im Begriff stehe, durch eine reiche Heirat den früheren Glanz der Familie wieder herzustellen, würde es ihm gewiss sehr unangenehm sein, wenn gewisse dunkle Punkte aus seinem Leben zweien gewissen Damen zu Ohren kämen, was aber unfehlbar erfolgen werde, wenn er seinen alten Vater dem Hungertod preisgebe.«

»Mit dem Epitaph ›der alte Spitzbube‹ warf er dann diese Ergüsse eines zärtlichen Herzens beiseite und bequemte sich schließlich dazu, die ihm auferlegte Kontribution zu zahlen. Als aber dieselben immer häufiger wurden, wünschte er dem ›alten Halunken‹ die Pest auf den Leib und erklärte ihm kurz und bündig, dass von nun an alle weiteren Anzapfungen gänzlich erfolglos sein würden.«

Eines Abends befand sich Hahnenfeder mit der Stieftochter der Frau Lagemann allein. Diese war in die Oper gefahren.

»Meine himmlische Jacobine«, begann der Abenteurer, mit den dazu gehörenden Augenverdrehungen, »wenn ich mir das Glück denke, mit Ihnen dereinst für immer vereint zu sein, so fließt mein Herz vor Wonne über.«

Dem alten Mädchen waren diese Worte Sphärensang, sie schwamm in einem Meer von Seligkeit und mit einem hinsterbenden Blick erwiderte sie den feurigen Händedruck ihres Verehrers.

»Oh, Albert, nie hätte ich geglaubt, dass eine Frau imstande sein könnte, so zu lieben.«

»Welches süße Geständnis für mich. Ja, es gibt kein reineres und edleres Gefühl als eine uneigennütige Liebe!«

Jacobine verzog ihren unschönen Mund zu einem schmelzenden Lächeln und verdrehte ihre schielenden Augen, indem sie ihrem Anbeter einen hinsterbenden Blick zuschickte.

»Geliebter Freund, wie wahr sind die Worte des Dichters:*Raum ist in der kleinsten Hütte*

Für ein liebend, treues Paar ...«

»Zwei Seelen und ein Gedanke,

Zwei Herzen und ein Schlag ...«

fügte Hahnenfeder schwärmerisch hinzu, wobei er sich jedoch in Wahrheit über die verblendete und von ihm so arg getäuschte Dame lustig machte.

Es entstand nun eine kleine Pause. Jacobine schien sich immer mehr in ihre schwärmerischen Narrheiten zu vertiefen.

»Oh, Albert«, seufzte sie, »fast ertrage ich nicht mehr die Tyrannei dieser unnatürlichen Stiefmutter.«

Die Wahrheit war nämlich die, dass Frau Lagemann sich immer äußerst liebevoll gegen Jacobine benommen, dass sie dieselbe aber in der letzten Zeit verschiedene Male in sehr ernster Weise ermahnt hatte, ein vorsichtiges und zurückhaltendes Benehmen gegen den ihr immer zweideutiger vorkommenden Baron zu beobachten.

Dieser, welcher fürchtete, dass Frau Lagemann Verdacht gegen ihn schöpfen könnte, bevor er seine heimlichen Pläne gegen deren verblendete Tochter ausgeführt hätte, ergriff daher die sich ihm nun anbietende Gelegenheit, um etwas näher hinzuhorchen und zugleich einen Schritt weiter zur Verwirklichung seiner Absichten zu tun.

»Meine arme Taube«, sagte er daher so einschmeichelnd wie möglich. »Was hat denn wieder meine arme Taube zu leiden gehabt?«

»Oh, Albert (und Jacobine verdrehte hier abermals krampfhaft die Augen), - oh, Albert, ich glaube, sie beneidet mich um mein Glück! ...«

»Sie glauben? ...«

»Ich glaube, sie ist eifersüchtig und liebt Sie selbst im Stillen.«

»Das wäre Wahnsinn«, rief der schlaue Betrüger in gut gespielter Verstellung, »selbst einer Armida würde es mit allen Zauberkünsten nicht gelingen, mich von meiner himmlischen Jacobine zu trennen.«

Dem alten verliebten Mädchen entschlüpfte ein sehnsüchtiger Seufzer. Man sah es ihm an, es hätte sich am liebsten ohne Weiteres in die Arme Hahnenfeders gestürzt.

»Es ist übrigens unglaublich«, bemerkte dieser, »wozu die Rache einer eifersüchtigen Frau fähig ist. Wenn ich nicht irre, meine süße Jacobine, müssen Sie schon längst volljährig sein.«

»Oh nein«, lispelte diese sehr verlegen, »ich glaube in der Tat zu wissen, dass ich dies noch nicht bin.«

»Und ich weiß es sehr genau«, dachte der Abenteurer, ging aber natürlich schweigend über diesen Punkt hinweg und rückte dagegen in anderer Weise seinem Ziel näher.

»Ganz gleich«, bemerkte er, »jedenfalls scheinen mir Ihre Interessen bedroht. Haben Sie jemals von dem Inhalt des Testaments Ihres verstorbenen Vaters Einsicht genommen?«

»Bis jetzt nicht, ich kenne dasselbe nur aus den Mitteilungen meiner Stiefmutter.«

»Oh, unschuldsvolle Vertrauensseligkeit!«, rief bewegt der Freiherr, »darüber können Sie aber zugrunde gehen. Auch über Ihre materiellen Interessen zu wachen, habe ich mir zur Pflicht gemacht. Und darum, meine teure Jacobine - nun, Sie erinnern sich wohl, was ich Ihnen bereits mehrere Male so warm ans Herz legte?«

»Sie meinen das Testament?«

»Ja, Sie müssen mich durchaus von dem Testament Einsicht nehmen lassen. Sie als Frau sind in derartigen Sachen zu unerfahren, Sie bedürfen eines treuen und uneigennütigen Ratgebers.«

»Ich habe auch bereits mehrere Male versucht, zu demselben zu gelangen, aber Mama bewacht es ja so eifersüchtig und hält es fest verschlossen.«

»Sie kennen den Ort, wo es aufbewahrt wird?«

»Ja, es ist ein kleines Kästchen von Rosenholz, welches sich in ihrem Schreibsekretär befindet.«

»Aber ich erteilte Ihnen doch die Weisung - nun, Not kennt kein Gebot und Sie sind sich zunächst selbst schuldig, mithilfe eines jeden Mittels hinter die Wahrheit zu kommen.«

»Oh, Albert ...«, stotterte wieder das verliebte Mädchen.

»Nun, haben Sie einen Abdruck des Schlüssels genommen und einen zweiten anfertigen lassen?«

»Ich tat es«, hauchte die Verblendete hin, »weil Sie es wünschten und weil meine Liebe Ihnen nichts abschlagen kann. Aber nur mit schwerem Herzen ist es geschehen und mein Gewissen macht mir bereits die bittersten Vorwürfe.«

Die Augen des Abenteurers leuchteten auf. Nun hatte er die Mittel in den Händen, sich von dem Inhalt des Testaments zu überzeugen und konnte hiernach seine weitere

Handlungsweise gegen sein verblendetes Opfer bestimmen.

»Nun«, rief er lachend, »wegen einer solchen Sünde erteile ich Ihnen im Voraus Absolution. Man muss es mit gewissen Dingen in der Welt nicht so genau nehmen. Wenn man Pflichten gegen sich selbst zu erfüllen hat, schwinden alle anderen Rücksichten. Geben Sie mir den Schlüssel.«

»Mein Gott!«, stöhnte Jacobine, »hier, nehmen Sie, aber mich überfällt eine so große Angst.«

»Bekämpfen Sie diese Schwäche im Hinblick auf unser gemeinsames Glück. Und nun kommen Sie, wir wollen das Dokument zusammen einsehen.«

Er ergriff den Armleuchter und durchschritt mit seiner Begleiterin zwei elegant möblierte Zimmer, bis er in ein drittes gelangte, dessen ganze Einrichtung sich sogleich als das Boudoir der Dame vom Haus kenntlich machte.

»Leuchten Sie, meine angebetete Jacobine.«

»Oh, was ich zittere! ... Lassen Sie uns zurückkehren.«

»Ist dies der Mut, welchen Ihnen Ihre Liebe eingibt?«

»Ach, ich bin ja zu allem bereit, aber eine solche Handlung ...«

»Pah!«, machte der Hochstapler, »soll an einer derartigen Schwäche unsere ganze Zukunft scheitern? Ich wiederhole Ihnen: Die Einsicht des Testaments ist für mich eine Notwendigkeit.«

»So machen Sie schnell.«

»Es wird sogleich geschehen sein.«

Mit diesen Worten hatte Hahnenfeder bereits den Schlüssel ins Schloss gesteckt, und in der nächsten Minute öffnete sich der Sekretär. Mit einem einzigen Blick überflog er das Innere desselben. Befriedigt leuchteten seine Augen auf, als

er nicht allein das gesuchte Kästchen erblickte, sondern bei näherer Betrachtung desselben auch gewahrte, dass der Deckel bloß angelehnt war.

»Der Himmel steht uns selbst bei«, flüsterte der mit allen Schlichen und Ränken vertraute Schwindler. »Ihre Mutter hat vergessen, nach dem Verschluss zu sehen.«

»Sie schien heute sehr zerstreut. Aber beeilen Sie sich, denn meine Angst ist unbeschreiblich.«

»Kindische Schwäche«, entgegnete Hahnenfeder lachend. »In fünf Minuten ist die Operation vollendet.«

Er entfaltete das Dokument und fand ein rechtsgültiges, von einem Notar abgefasstes Testament. Aufmerksam überflog er die einzelnen Paragraphen. Nur zweimal hielt er inne und lächelte sehr befriedigt, denn an der einen Stelle waren Jacobine wirklich im Fall ihrer Verheiratung fünfzigtausend Taler ausgesetzt, die ihr sofort bar oder in geldwerten Papieren ausgehändigt werden sollten. Ein anderer Paragraph enthielt die Bestimmung, dass ihr nach dem Tod ihrer Stiefmutter der übrige Teil des gesamten Vermögens zufalle.

»Jetzt steht unserem Glück nichts mehr im Wege«, sagte der Baron, die Papiere in das Kästchen zurücklegend und den Schreibtisch wieder verschließend. »Es geschah ja lediglich aus Besorgnis für Sie, geliebtes, teures Wesen, dass ich mir über diese Verhältnisse Klarheit verschaffte. Ihre Zukunft musste unter allen Umständen sichergestellt sein. Sie durften meiner wegen später nicht in die Gefahr kommen, vielleicht Sorgen preisgegeben zu werden. Das würde mir das Herz gebrochen haben.«

»Oh, Albert, welche edle Gesinnung!«, hauchte die verblendete, leichtgläubige Jacobine und lehnte schwärme-

risch ihren Kopf auf die Schulter des Abenteurers. Dieser lachte im Stillen über das alberne alte Mädchen.

»Lassen Sie uns nach dem vorderen Zimmer zurückkehren«, sagte er, »das Theater muss bald aus sein und natürlich, ich rechne auf Ihre unbedingte Verschwiegenheit.«

»Fordern Sie von mir, was Sie wollen, ich bin zu allem bereit.«

»Ich werde jetzt förmlich bei Ihrer Stiefmutter um ihre Hand anhalten. Verweigert sie mir dieselbe, nun, so entschließen wir uns kurz und ...«

Er konnte nicht vollenden, denn es wurde von außen an der Klingel gezogen.

»Es ist Frau Lagemann«, flüsterte Hahnenfeder, »nochmals empfehle ich Ihnen die größte Verschwiegenheit, das Übrige findet sich.«

Die Witwe schien sich in einer besonders heiteren Stimmung zu befinden.

»Ich durfte wohl erwarten, Sie hier zu treffen«, sagte sie. »Jacobine zieht es seit einiger Zeit vor, lieber zu Hause zu bleiben, und Ihre Gesellschaft scheint ihr wirklich fast unentbehrlich geworden zu sein.«

»Oh, Mama ...«, fiel diese ein.

»Nun, Herr von Hahnenfeder weiß ja auch recht gut zu unterhalten. Darf ich fragen, womit sich die Herrschaften die Zeit vertrieben haben?«

Die Stieftochter wurde feuerrot, Frau Lagemann schien dies indessen nicht zu bemerken.

»Wir blätterten die neuesten Journale durch«, antwortete der Baron mit seiner unverwüsthlichen Dreistigkeit. »Eine sehr ansprechende kleine Erzählung erlaubte ich mir dem Fräulein vorzulesen.«

»Nun, ich lese es aus Ihrem Gesicht heraus, dass Sie sich wirklich von der Lektüre recht befriedigt fühlen«, bemerkte die Dame des Hauses.

Unser Bekannter stutzte doch und blickte sie forschend an. Jacobine wurde wieder feuerrot.

Als aber Frau Lagemann ganz unbefangen zu plaudern fortfuhr und schließlich den Freiherrn in sehr liebenswürdiger Weise fragte, ob er nicht den Tee bei ihnen einnehmen wollte, erholten sich beide wieder von ihrem Argwohn. Der Letztere erhob sich gleichzeitig und machte Anstalt sich zu empfehlen.

»Sie wollen uns also verlassen?«, fragte die Witwe.

»Zu meinem Leidwesen bin ich dazu genötigt. Ich habe mir mit einigen Freunden um zehn Uhr ein Rendezvous gegeben.«

Nie hatte sich der Baron so tief und höflich vor den Damen gebückt wie dieses Mal, als er aufbrach, nie lächelte ihm aber auch Frau Lagemann so wohlwollend zu wie heute, sodass Jacobine von Neuem Eifersucht fühlte und der Abenteurer in der Ansicht bestärkt wurde, er habe nicht nur bei der Tochter, sondern auch bei der Mutter eine heftige Leidenschaft für sich angefacht.

Diese Letztere behielt auch während des Tees die heitere Laune bei, welche sie mitgebracht hatte. Sie scherzte und lachte, schützte aber doch bald Müdigkeit vor und zog sich, gute Nacht sagend, in ihr Zimmer zurück.

Etwa eine halbe Stunde saß sie, in die Ecke des Sofas gedrückt und las scheinbar aufmerksam in einem Buch. Endlich legte sie dasselbe aber weg und lauschte. Als sie sich überzeugt hatte, dass alles still sei, trat sie an ihren Sekretär, öffnete denselben und zog das Kästchen von Rosenholz

hervor, dessen Deckel sie mit einer unverkennbaren Ungeduld aufklappte.

»Meine Vermutung bestätigt sich also«, sagte sie mit finster zusammengezogener Stirn, »und es ist Zeit, dass ich diesem Treiben ein Ende mache! ... Die Papiere liegen nicht mehr so, wie sie gelegen haben. Ich hatte mir ein heimliches Zeichen gemacht. Ich bin jetzt überzeugt, dass man mit einem zweiten Schlüssel das Schreibpult geöffnet hat ... Wer aber so etwas tut, ist auch imstande noch mehr zu tun ... Freilich bin ich über diesen Menschen getäuscht worden, aber noch ist es Zeit, meinen Irrtum wieder gut zu machen. Zum Glück sind mir die Mittel und Wege bekannt, wie ich hinter die Wahrheit kommen und erfahren kann, ob sich mein Verdacht bestätigt. Jacobine scheint völlig den Verstand verloren zu haben, mit dem sie freilich niemals reichlich bedacht war. Von ihr ist jede Torheit zu befürchten, die zu verhindern mir schon das Andenken an meinen verstorbenen Mann als eine heilige Pflicht auferlegt.«

Am anderen Tag ging die Witwe in den Vormittagsstunden aus. Fern von ihrer Wohnung nahm sie einen Fiaker und befahl dem Kutscher nach einer Straße, die fast schon außerhalb der Barriere lag, zu fahren. Vor einem vierstöckigen Haus hielt sie an und trat in dasselbe.

»Wohnt hier der Baron von Rodenwald?«, fragte sie den Portier.

»Ja, Madame, in der dritten Etage, rechts.«

»Ist er zu Hause?«

»Ich glaube bestimmt, wenigstens habe ich ihn noch nicht herunterkommen sehen.«

»Wollen Sie ihm diese Karte geben?« Frau Lagemann ließ gleichzeitig in die Hand des Mannes ein Zweifrankenstück

gleiten.

»Zu Ihren Diensten, Madame, haben Sie die Güte für einen Augenblick in meine Loge zu treten.«

Der Baron hatte gerade seine Toilette beendet, als der Portier eintrat.

»Was bringen Sie?«, fragte er in seinem gewöhnlichen vornehmen Ton.

»Eine Dame wünscht Sie zu sprechen. Sie beauftragte mich, Ihnen diese Karte zu überbringen.«

Kaum hatte Rodenwald einen Blick auf dieselbe geworfen, als er einen leisen, gedehnten pfeifenden Ton ausstieß.

»Große Ehre«, bemerkte er, »gehen Sie und berichten Sie, dass ich sogleich selbst erscheinen würde.«

»Das hat etwas zu bedeuten«, murmelte er, indem er die Treppe ziemlich rasch hinunterstieg. »Wie kommt Frau Lagemann dazu, mir einen Besuch abzustatten?... Also die Ohren gespitzt, alter Fuchs, vielleicht gibt es dabei etwas zu verdienen und Geld könnte ich gerade in diesem Augenblick dringend gebrauchen!«

Tief und unter allen Formen der Galanterie verbeugte er sich vor seinem Besuch.

»Welche unerwartete Ehre, gnädige Frau - wie, Sie selbst bemühen sich hierher, während es ja Ihrerseits nur eines Winkes bedurfte, um Ihren untertänigen Diener zu sich zu bescheiden?«

»Dies lag aber eben nicht in meiner Absicht«, antwortete die Dame, »ich zog es vor, Sie selbst aufzusuchen.«

»So?«, stieß der Baron ziemlich gedehnt heraus und blickte dabei die Witwe mit seinem verschmitzten Gesicht pfiffig an. »Haben Sie Zeit, mich auf einige Minuten anzuhören?«

»Einen ganzen Tag, wenn es sein muss. Darf ich mir erlauben, Ihnen meinen Arm anzubieten?«

Galant führte er Frau Lagemann die Treppen hinauf und öffnete sehr chevalereske sein Zimmer.

»Darf ich bitten, einzutreten. Ich hoffe, Sie verzeihen es einem alten Junggesellen, wenn Sie es hier etwas unordentlich finden.«

»Große Geister sehen nicht viel auf das Äußerliche«, lautete die scherzhafte Antwort.

»Was steht nun zu Ihrem Befehl?«, fragte Rodenwald, nachdem er seinem Besuch einen Sessel angeboten und sich diesem gegenüber selbst niedergelassen hatte.

»Ich werde gerade auf mein Ziel losgehen«, antwortete die Witwe. »Sie kennen ja den Freiherrn von Hahnenfeder?«

»Allerdings. Ein charmanter, liebenswürdiger Kavalier.«

»Von was lebt er denn eigentlich?«

Der Baron horchte hoch auf. »Nun, doch wahrscheinlich von seinen Renten.«

»Hat er denn Vermögen?«

»Meine gnädige Frau, Sie verlangen von mir mehr zu wissen, als ich selbst weiß.«

»Halten Sie mich nicht für zudringlich, indem ich so frage. Ich rechne dabei auf Ihre Freundschaft und Nachsicht.«

»Erst muss sie ein Gebot machen, und dann werden wir ja sehen«, dachte der alte geriebene Industrierritter. »Nun, darf ich hoffen?«, fragte Frau Lagemann.

»Was denn?«

»Dass Sie mir über diesen Hahnenfeder reinen Wein einschenken.«

»Ich gerate wirklich in Verlegenheit.«

»Aber mir ist doch bekannt, dass Sie seine Vergangenheit ziemlich genau kennen«, bemerkte etwas ungeduldig die Dame.

»Und wenn diese mir gerade jetzt zufällig entfallen wäre?«, entgegnete Rodenwald lachend.

»Man sagt, der Freiherr lebe vom Spiel?«

»Wohl möglich. Von etwas muss der Mensch leben.«

»Sein Vater ...«

»Oh, ein höchst achtenswerter, respektabler Mann, dieser Vater«, rief spöttisch der Baron.

»Nun, ich sehe wohl, ich muss es anders anfangen, um von Ihnen etwas herauszubekommen«, meinte Frau Lagemann. »Nennen Sie also die Summe, welche Sie verlangen, um mir über diesen Herrn von Hahnenfeder volle Aufklärung zu geben.«

Rodenwald grinste. »Das ändert die Sache«, bemerkte er mit unverwüstlicher Dreistigkeit.

»Nun also, die Summe?«

»Tausend Franken werden nicht zu viel sein, denn aller Wahrscheinlichkeit nach handelt es sich hierbei doch um eine Familienangelegenheit?«

»Allerdings. Ich nehme keinen Anstand, Ihnen dies zu bekennen und rechne sogar, wenn dies erforderlich sein sollte, später auf ihren Beistand.«

Da der alte Fuchs sah, dass sein Besuch Anstalten machte, die geforderte Summe in Bankbillets aufzuzählen, so nahm sein Gesicht den Ausdruck eines sehr höflichen Entgegenkommens an. Mit einer geschmeidigen Verbeugung erwiderte er: »Sie können zu jeder Zeit auf meine Bereitwilligkeit rechnen, Ihnen zu dienen. Inzwischen bleibe ich Ihr Schuldner, das heißt, wohl verstanden, Ihr moralischer

Schuldner.« Dabei strich er sehr gemütlich die geforderte Summe ein.

»Nun, was wissen Sie also über diesen Herrn, welchen ich schwach genug war, in meinem Haus Eingang zu gestatten?«

»Die Sache ist die, gnädige Frau«, erwiderte der Baron in einem höchst salbungsvollen Ton, »dass Hahnenfeder als Industrieller einen hervorragenden Platz einnimmt.«

»Wie, besitzt er denn Fabriken?«

Rodenwald zuckte mit den Achseln. »Es gibt eine gewisse Industrie, welche im Landsknecht, Pharo, Tempeln und anderen freien Künsten lebhaftes Geschäft macht. Natürlich muss man das Biegen und Volteschlagen dabei etwas verstehen, aber darin ist der edle Freiherr auch wirklich Meister.«

»Also ein Spieler von Profession?«, rief Frau Lagemann mit dem Ausdruck der Verachtung.

»Ihnen zu dienen. Bevor er hierher kam, plünderte er einen jungen Menschen vollständig aus und verließ hinterlistig ein Mädchen, dem er ein Eheversprechen gegeben hat.«

Die Witwe schauderte. »In welchen Abgrund blicke ich«, sagte sie.

»Jedenfalls in einen bodenlosen«, antwortete der Baron lachend. »Nun, ich darf doch mit Bestimmtheit auf Ihren Rat und Ihren Beistand rechnen, wenn ich denselben bedürfen sollte?«, fragte die Dame.

»Das ist selbstredend. Sie haben mich ja nunmehr gewissermaßen angeworben.«

»Dieses junge Mädchen, mit dem Hahnenfeder früher in einem näheren Verhältnis stand, sollte es nicht möglich sein mit demselben in engere Verbindung zu treten?«

»Oh, weshalb denn nicht. Bei all seiner Schlaueit ist er doch nach mancher Seite hin ein dummer Teufel. Es kostet mich höchstens eine Flasche Sekt, um die Adresse des Gegenstandes seiner früheren Neigung zu erfahren.«

»Können Sie mir dieselbe bis übermorgen besorgen? Natürlich werde ich mich auch hierfür nicht undankbar zeigen.«

»Gewiss, gnädige Frau, Sie dürfen sich darauf verlassen.«

»Aber wie sieht es denn mit dem Vater von diesem Freiherrn? Ich kannte ihn früher als einen Mann, der in guten Verhältnissen lebte. Auf seine Empfehlung habe ich seinem Sohn Zutritt bei mir gestattet.«

»Der Baron Hahnenfeder von Hahnenfelde«, erwiderte Rodenwald in seiner spöttischen Weise, »hat sich gegenwärtig von der Welt zurückgezogen. Er lebt in einem alten baufälligen, mit Stroh gedeckten Haus, welches jeden Augenblick ein tüchtiger Windstoß umwerfen kann, borgt, wo ihm etwas geborgt wird, und liebt seinen Sohn so zärtlich, dass er nicht den geringsten Anstand nehmen würde, gegen die Summe von etwa fünfzig Talern seinen wohlgeratenen Sprössling zu verraten oder zu verkaufen.«

»Mein Gott, welches Bild entwerfen Sie da!«, stöhnte Frau Lagemann.

Rodenwald zuckte sehr philosophisch mit den Achseln. »Es muss auch Schattenbilder geben«, bemerkte er trocken, »und ich glaube, dieser alte Hahnenfeder bildet schon den Mittelpunkt zu einem recht anziehenden Nachtstück.«

»Nun, ich darf also auf die Adresse rechnen?«, fragte die Witwe sich erhebend.

»Was ich verspreche, das halte ich auch.«

»Und mich sollen Sie nicht undankbar finden. Für jetzt

empfehle ich mich Ihnen.«

»Ich weiß die Ehre Ihres Besuchs zu würdigen, gnädige Frau.« Der alte Fuchs verbeugte sich tief.

Als die Witwe sich entfernt hatte, stieß er wieder den früheren pfeifenden Ton aus.

»Kein Zweifel«, murmelte er, »es handelt sich um das alte alberne Mädchen, die über und über in diesen Hahnenfeder vernarrt ist und welche keinen Anstand nehmen wird, die erste beste Dummheit zu begehen, sobald er sie dazu auffordert. Frau Lagemann hat sich aber nobel gegen mich benommen und so will ich denn einmal eine Ausnahme machen und der Moral huldigen, indem ich dem edlen Freiherrn, welcher seit einiger Zeit gewaltig dicknäsiger gegen mich tut, seine Beute abjagen helfe.«

Während Frau Lagemann im Stillen ihre Vorbereitungen traf und mehr wie sonst ein wachsames Auge auf Jacobine hatte, saß der alte Freiherr Hahnenfeder von Hahnenfelde in seinem mit Stroh ausgeflickten Haus und schickte seinem in Paris lebenden Sohn die schönsten väterlichen Grüße in der Form einer Flut der ausgesuchtesten Verwünschungen zu. »Der Ungeratene!«, rief er, »es ist herzbrechend, es ist unnatürlich, es ist haarsträubend, wenn man erwägt, wie dieser unnatürliche Sohn seinen alten ehrwürdigen Vater darben lässt, während er im Überfluss schwelgt! ... Unter Larven hier die einzige fühlende Brust, keine vertrauensselige Seele, die auf den Leim geht und mir einen Kredit eröffnet! . . . Enterben würde ich das Ungeheuer, wenn hier überhaupt noch etwas zu erben wäre. Aber mit meinem Zorn will ich wenigstens den herzlosen Bösewicht heimsuchen. Und wenn sich mir eine Gelegenheit darbietet, so soll er dafür büßen, dass er es sich heraus-

nahm, mir trocken zu schreiben, ich möge ihn künftig ein für allemal mit meinen Anzapfungen verschonen.«

Ganz unerwartet ging übrigens dem alten Freiherrn wenige Tage darauf ein heller Stern auf. Der Postbote, welcher sich nur von Zeit zu Zeit zu ihm verirrte, um ihm eine gerichtliche Vorladung zu überbringen, erschien eines Tages und hielt schon von Weitem unter den gewagtesten Armschwenkungen einen Brief in die Höhe, an welchem der Baron, als der Diener Merkurs näher kam, die bedeutungsvollen fünf Siegel erkannte.

Sogleich schmolz die Eisrinde, welche sich in Erinnerung an den undankbaren Sohn um das Herz des würdigen alten Herrn gelegt hatte, und so wie dasselbe früher voll Bitterkeit erfüllt gewesen war, ebenso neigte es sich nun zur Milde und Versöhnung hin.

»Endlich«, murmelte er, »ist er doch in sich gegangen und sucht das verübte Unrecht wieder gut zu machen! ... Nun, ich will ihm verzeihen, es ist nicht christlich, dass man jemand einen Fehltritt so hoch anrechnet. Im Grunde fühle ich doch in diesem Augenblick, dass ich ihn mehr liebe als ich mir eingestehen will!«

»Was bringen Sie, mein Lieber?«, fragte er den Postboten, welcher sich bereits genähert hatte.

»Ein mit Geld beschwerter Brief, Herr Baron, er kommt aus Paris«, antwortete dieser.

»Endlich! Ich erwartete ihn schon lange! Eine alte Schuld, die ich von einem säumigen Gläubiger eintrieb - geben Sie her und da, nehmen Sie, ich habe jetzt gerade kein großes Geld, aber das nächste Mal soll ein desto reichlicheres Trinkgeld für Sie abfallen.«

Er suchte mit vieler Mühe einige Kreuzer zusammen. Als

der Briefträger sich entfernt hatte, betrachtete er nochmals mit leuchtenden Augen das mit fünf Siegeln verschlossene Schreiben.

»Fünzig Taler!«, rief er, »das übersteigt meine Erwartungen! Edler Sohn, so zeigst du dich also doch dankbar, für die sorgfältige Erziehung, welche ich dir erteilt habe! Ja, ja, das Gute bleibt nicht unbelohnt und - na, es freut mich, ich ersehe daraus, dass der Landsknecht etwas abwirft.«

Er hatte inzwischen den Verschluss des Kuverts gelöst und brach nun in ein neues Staunen aus, als er nach der Unterschrift des Schreibens sah.

»Wie, von meinem Freund Rodenwald? Hat sich denn der alte Sünder so plötzlich bekehrt? Welcher Edelmut! Nun, ich bin doch neugierig.« Mit diesen Worten schlug er den Brief auseinander und begann Folgendes zu lesen:

Mein alter Freund und Gesinnungsgenosse!

Leider ist Dein ungeratener Sohn, ungeachtet er im Überfluss lebt, trotz meiner eindringlichsten Ermahnungen nicht zu bewegen gewesen, Dir von seinen reichlichen Mitteln zur Erleichterung Deiner alten Tage eine Unterstützung zufließen zu lassen. Von Teilnahme gegen Dich ergriffen und empört über solch unnatürliches Benehmen, teile ich das Wenige mit Dir, was ich augenblicklich besitze. Dein undankbarer Sohn steht im Begriff, eine sehr reiche Heirat zu tun. Seine Handlungsweise gegen Dich erscheint daher in einem umso schwärzeren Licht. Allein ich kenne ein Mittel, um ihn zu bessern und Dir gleichzeitig eine ganz hübsche Rente zu sichern. Es wird Dir jedenfalls bekannt sein, dass er, bevor er nach Paris abreiste, mit einem jungen Mädchen, Agnes Werner, in sehr intimen Verhältnissen stand und ihr sogar ein Eheversprechen gab. Könntest du nun dieser Agnes Werner einen Wink von der bevorstehenden Vermählung Deines Soh-

nes geben, so erhieltest Du hierdurch gleichzeitig das Mittel in die Hand, demselben einen heilsamen Schreck einzuflößen und Deine Vermittlung zur Beschwichtigung dieser jungen Dame anzubieten, worauf natürlich von Dir nur unter der Bedingung der gerichtlichen Zusicherung der vorerwähnten Leibrente eingegangen werden würde.

Benimm Dich klug und lass Dir diese gute Gelegenheit, Deine Lage zu verbessern, nicht entgehen, dies rät Dir dringend

Dein alter Freund Rodenwald.

Der alte verkommene Edelmann rieb sich vergnügt die Hände.

»Klug soll ich mich benehmen und mir diese gute Gelegenheit nicht entgehen lassen ... Als wenn sich dies nicht von selbst verstände! Und noch dazu einem so ungeratenen Sohn gegenüber, der mir zumutet, mich mit einer Schüssel Kartoffeln mit Speck zu begnügen und klares Wasser zu trinken, während er Austern und Hummer isst und Sekt schlürft! Schon morgen reise ich in die Stadt, um die Agnes Werner auf ihre Rolle vorzubereiten. Schließlich findet man sie mit einer Kleinigkeit ab und ich lache mir mit meiner Leibrente ins Fäustchen. Habe so lange genug in dem alten durchlöcherten Nest hier ein Eulenleben geführt, will auch wieder einmal ans Tageslicht – steige in dem ersten Hotel ab, lebe standesgemäß und die Rechnung – bah, Nebensache! Kann dem Freiherrn Hahnenfeder von Hahnenfelde nachgeschickt werden, ist dann gut dazu, um unter dem übrigen Plunder dieser Art einen Platz zu finden!«

Nach diesem vorläufigen Programm braute sich der Baron verschiedene große Gläser Punsch und begab sich dann in sehr rosenfarbiger Laune zur Ruhe. Am anderen Morgen war er schon früh auf den Beinen, um den Postwagen nicht

zu versäumen. Nachdem er sich von demselben einen halben Tag hatte hin und her schleudern lassen, stieg er wirklich in einem Gasthof dritten Ranges ab, denn nach längerem Nachdenken war ihm unterwegs die Erkenntnis gekommen, dass es doch wohl möglich sein könnte, dass man in dem Hotel, wo er zuerst einkehren wollte, nicht den gebührenden Respekt vor seinem alten Namen haben könnte und dass man es daher vielleicht vorziehen möchte, erst nach seinem Gepäck zu fragen, bevor man ihm ein großes Konto eröffnete.

Mit dem Dunkelwerden begab er sich dann auf den Weg, um Fräulein Werner aufzusuchen, was ihm nicht schwer wurde, da er deren Wohnung noch von früher kannte.

Das junge Mädchen hatte gerade ihre Arbeit auf kurze Zeit beiseitegelegt, als der Freiherr bei ihr eintrat.

»Verzeihen Sie, wenn ich störe«, begann er, »aber als ein Mann von moralischen Grundsätzen hat es mir mein Gewissen zur Pflicht gemacht, vor Ihnen zu erscheinen.«

Nach dieser feierlichen Einleitung hielt er inne, während Agnes ihn halb misstrauisch, halb erstaunt anblickte.

»Ich muss mich nur näher erklären«, fuhr er fort, »ich sehe es Ihnen an, Sie erwarten dies von mir.«

»Allerdings, mein Herr, denn vorläufig verstehe ich Sie wirklich nicht.«

»Nun, Sie standen bis noch vor einem halben Jahr in einem näheren Verhältnis zu einem jungen Mann.«

Agnes wurde plötzlich feuerrot, während ihre Augen zornig aufblitzten. »Erinnern Sie mich nicht an jenen Unwürdigen«, rief sie, »schon der Gedanke an denselben erfüllt mich mit Abscheu.«

»Das kann ich mir ganz gut denken, denn auch ich bin

aufs Höchste empört über seine Handlungsweise.«

»Er war ein Schwindler der gefährlichsten Art, das habe ich erst hinterher erfahren.«

»Leider kann ich Ihnen nicht widersprechen. Alle guten Lehren, die ich ihm gab, waren fruchtlos.«

»Aber wer sind Sie, mein Herr?«, fragte das junge Mädchen sich gespannt emporrichtend, denn ein Gedanke hatte sich ihrer plötzlich bemächtigt.

»Der unglückliche Vater jenes Menschen, der so treulos an Ihnen handelte«, erwiderte der Baron im heuchlerischen Ton.

»Dann bedauere ich Sie wirklich, einen so unwürdigen Sohn zu besitzen.«

»Nun, das Schicksal hat mir einmal dieses Kreuz auferlegt, aber was er verdarb, will ich wenigstens versuchen, einigermaßen wieder gut zu machen. Vielleicht wird Ihnen bekannt sein, dass er jetzt in Paris lebt?«

»Ja, er soll dort ebenfalls seine Existenz vom Spiel fristen.«

»Wohl möglich, inzwischen hat ihn das Glück begünstigt. Er steht auf dem Punkt, eine sehr reiche Heirat zu tun.«

»Eine Heirat? Der Elende! Mir gab er ein schriftliches Eheversprechen, wie oft hat er mir unter den heiligsten Versicherungen zugeschworen, dass er es redlich mit mir meine.«

»Ich weiß das alles. Die Frage ist jetzt nur die, was wollen Sie nun tun?«

Die Furien der Eifersucht waren in Agnes Busen erwacht, der Gedanke des an ihr verübten Verrats erbitterten ihr sonst sanftes Herz. Der Wunsch, sich an dem Treulosen zu rächen, machte sich bei ihr geltend.

»Natürlich werde ich Einspruch gegen seine Heirat erheben«, sagte sie im leidenschaftlichen Ton.

»Ich finde dies natürlich, aber die Entfernung ist etwas groß und wahrscheinlich haben Sie keine Bekanntschaften in Paris?«

»Allerdings nicht«, lautete die ziemlich verlegene Antwort.

»Nun, zum Glück stehe ich Ihnen zur Seite, ich selbst werde Ihr Anwalt sein.«

»Wie, Sie wollten bei dem dortigen Gericht für mich auftreten?«

»Das eben nicht, aber ich werde Ihnen einen tüchtigen Advokaten verschaffen, der Ihr Vorzugsrecht wahrnimmt.«

»Oh, wie edel Sie sind. Bedürfen Sie einer Vollmacht?«

»Nein, aber des Eheversprechens, welches mein Sohn Ihnen ausgestellt hat.«

Das junge Mädchen stutzte. »Was«, rief dasselbe, indem es einen misstrauischen Blick auf den dreisten Alten warf, »Sie muten mir zu, dass ich Ihnen so ohne Weiteres ein so wichtiges Dokument ausliefere?«

»Nun, Sie hören ja, dass ich Ihr Vorzugsrecht wahrnehmen will.«

»Das ist recht schön. Aber noch haben Sie sich mir gegenüber noch nicht einmal als derjenige legitimiert, als welchen Sie sich hier eingeführt haben.«

Der Freiherr vergaß seine Rolle und antwortete in einem sehr rücksichtslosen Ton:

»Nun, verlangen Sie etwa noch, dass ich Ihnen meinen Stammbaum vorlege? Entschließen Sie sich kurz: Wollen Sie mir das Papier anvertrauen?«

»Bevor ich mich nicht vorher anderwärts darüber befragt

habe, nein!«

»Anderwärts! Mit Ihrem Eigensinn werden Sie sich noch um alles bringen.«

»Mag sein, aber die Erfahrung hat mich gelehrt, vorsichtig zu sein.«

»Es ist der einzige Weg, wie Sie die Hand meines Sohnes erlangen können.«

»Ihres Sohnes? Nein, mein Herr, da dünke ich mich doch zu gut, um mich einem Spieler und Abenteurer von Profession in die Arme zu werfen. Was ich wünsche, ist, dass ich ihn neben meiner Verachtung auch meine Rache fühlen lassen kann.«

Daraufhin fiel der Freiherr ganz aus der Rolle, sein aristokratischer Stolz war erwacht.

»Nun, ich denke, es wäre Ehre genug für Sie, zur Freifrau von Hahnenfeder erhoben zu werden.«

»Ha, ha«, erwiderte das junge Mädchen höhnisch lachend, »für so einen bettelhaften Freiherrn danke ich bestens!«

»Mademoiselle, Sie werden unverschämt.«

»Mein Herr, in meinem Zimmer verbitte ich mir jede Beleidigung.«

»Sie zeigen sich meines Schutzes unwert.«

»Habe ich denselben denn schon verlangt? Aufrichtig gesagt, Sie fangen an, mir verdächtig zu werden.«

»Unverschämte Dirne!«, brummte Herr von Hahnenfeder.

»Wer ist Ihre Dirne?«, rief aber nun Agnes mit blitzenden Augen. »Hinaus aus meiner Stube und erlauben Sie sich nie wieder dieselbe zu betreten!«

Der Baron wollte einlenken. »Aber erlauben Sie«, begann

er im begütigenden Ton, »es scheint, dass hier ein Missverständnis obwaltet.«

»Gehen Sie«, rief das Mädchen, »oder wollen Sie, dass ich die Nachbarn zu meinem Beistand herbeirufe?«

Dazu hatte der Freiherr doch keine Lust. Brummend trat er den Rückzug an und kehrte höchst verdrießlich in seinen Gasthof zurück.

»Was fange ich nun an«, murmelte er, »die Leibrente darf ich mir auf keinen Fall entgehen lassen.«

Indem trat der Kellner ein. »Ein Mann hat vor einer halben Stunde nach dem Herrn Baron gefragt.«

»Ein Herr? Wie sah er denn aus?«

»Oh«, lautete die ziemlich spöttische Antwort, »jedes Kind kennt ihn. Es ist der alte Moses Hersch, welcher auf Pfänder und Wechsel leiht.«

Jetzt war es um die freiherrliche Würde plötzlich geschehen. Das Gesicht des Herrn von Hahnenfeder wurde sehr lang und ängstlich richteten sich seine Blicke zur Tür, als erwarde er dort jeden Augenblick eine ihm bekannte Persönlichkeit eintreten zu sehen.

»Es ist gut«, bemerkte er, »wenn Moses Hersch wieder kommt, so sagen Sie ihm, dass ich ausgegangen sei.«

Als er sich allein befand, murmelte er: »Der alte Spitzbube muss mich gesehen haben, als ich über die Straße ging. Er ist ein zweiter Shylock, er besteht unbarmherzig auf seinem Schein und ich wette, er hält bereits einen Gerichtsdiener in Bereitschaft, um mich morgen mit dem Frühsten ins Schuldgefängnis abführen zu lassen. Aber das Vergnügen will ich ihm doch nicht machen. Und wenn er wiederkommt, soll er das Nest leer finden.«

Zehn Minuten darauf schlich der edle Freiherr, sich be-

hutsam umsehend, zum Gasthof hinaus, nachdem er vorher seine kleine Rechnung bezahlt hatte. Auf Umwegen gelangte er zur Post, sehr vorsichtig schlüpfte er in den alten Kasten, mit welchem er gekommen war, und erst dann fühlte er sich wieder beruhigt, als dieser rüttelnd und stoßend in der gewohnten Weise auf der Chaussee fortrollte.

Höchst verdrießlich begab er sich zu Bett, die Aussichten auf die Leibrente waren wieder um ein Bedeutendes in die Ferne gerückt.

Für Agnes Werner war es ein Glück, dass sie die Schrift, welche das Eheversprechen enthielt, nicht aus den Händen gegeben hatte. Etwa acht Tage nach dem Besuch des würdigen Herrn von Hahnenfeder erhielt sie nämlich ganz unerwartet einen Brief von Frau Lagemann aus Paris, in welchem eine ansehnliche Summe eingeschlossen war. »Man wisse«, so schrieb dieselbe, »sehr genau, auf welche Weise sie von dem Baron hintergangen worden sei. Eine andere junge Dame schwebe jetzt in der Gefahr, in ähnlicher Weise von diesem betrogen zu werden, ihre Gegenwart sei in Paris durchaus notwendig, um den Abenteurer zu entlarven, für Sie (Agnes) biete sich aber auch die Gelegenheit, sich volle Genugtuung zu verschaffen. Sie möge daher unverweilt abreisen, Frau Lagemann werde sie in einem Hotel (welches sie ihr näher bezeichnete) empfangen und dann das Weitere mit ihr verabreden.«

Eine Folge dieses Briefes war, dass das junge Mädchen, von Hass und Rache getrieben, sofort der Einladung Folge leistete und sich schon den anderen Tag auf dem Weg in die französische Hauptstadt befand. Was aber die Stiefmutter Jacobines veranlasst hatte, unverweilt zu diesem Mittel zu greifen, findet seine Erklärung in Vorgängen, die

wir den Lesern in aller Kürze mitteilen wollen.

So ganz verstand Frau Lagemann doch die Kunst der Verstellung nicht, dass sie fähig gewesen wäre, ihr früheres unbefangenes Benehmen gegen den Baron beizuhalten. Einige Mal hatte sie sich sogar verleugnen lassen, als er seine Aufwartung machen wollte. Von Jacobine war dies sehr übel genommen worden und das verblendete, verliebte Mädchen zeigte überhaupt jetzt einen Trotz und eine Widerspenstigkeit, die ihr sonst gar nicht eigen gewesen waren.

So war es eines Tages zwischen Mutter und Tochter zu einem sehr heftigen Auftritt gekommen.

»Ich weiß nicht, weshalb Sie Herrn von Hahnenfeder auf einmal so abstoßend behandeln«, bemerkte die Letztere und warf trotzig die Lippen auf.

»Dafür werde ich jedenfalls meine Ursachen haben«, lautete die Antwort.

»Aber ich will mich nicht mehr in der bisherigen Weise von Ihnen tyrannischen lassen, ich bin alt genug, um auf Selbstständigkeit Ansprüche machen zu können.«

»Du tust mir unrecht«, antwortete Frau Lagemann ruhig, »ich kann mir das Zeugnis geben, wie eine Mutter über dir gewacht zu haben und ich werde dies auch ferner tun.«

»Über mich wachen? Ha, ha, das klingt ja wirklich, als ob Sie mich noch nicht für mündig hielten.«

»Nun, du hast ja oft genug dies behauptet.«

»Aber Ihnen gegenüber behauptete ich es nicht. Das Testament meines Vaters ...«

»Was ist mit diesem Testament?«, fragte die Witwe streng. Jacobine geriet in Verwirrung. »Nun, ich meine, dass ich als Tochter darin doch auch nicht leer ausgegan-

gen sein werde.« »Keineswegs. Wenn du es wünschst, kann es dir zu jeder Zeit vorgelegt werden.« Die Witwe begleitete diese Worte mit einem scharfen Blick.

Ihre Stieftochter errötete abermals. »Dies ist nicht nötig, Sie haben mir ja den Inhalt oft genug mitgeteilt. Aber ich befinde mich in den Jahren, wo ich verlangen kann, dass man mich nicht mehr wie ein Kind behandelt.«

»Geschieht dies wirklich?«, fragte Frau Lagemann mit einem sanften Lächeln, »hast du nicht in allen Dingen deinen freien Willen?«

»In allen Dingen?«, rief das eigensinnige Mädchen. »Ja, in solchen Dingen, wo ich Ihnen nicht im Wege bin. Ha! ha!«

»Jacobine«, sagte nun auch die Witwe unwillig errötend, »du vergisst die Achtung, welche du mir schuldest.«

»Nun, weshalb verscheuchen Sie durch Ihr Benehmen den Freiherrn hier aus dem Haus?«

»Törichtes Kind, deine Fragen grenzen fast an Unbescheidenheit.«

»Er ist liebenswürdig.«

»Vielleicht nur eine Maske, um seine geheimen Zwecke zu verfolgen.«

»Sehen Sie, jetzt verleumdnen Sie ihn wieder! Sie können es nicht ertragen, dass sein Herz mit dem meinen sympathisiert, Sie würden es vielleicht lieber sehen ...«

Hier hielt sie inne, sie wagte doch nicht die Beschuldigung, welche ihr auf den Lippen schwebte, laut werden zu lassen.

Frau Lagemann warf ihr einen zornigen Blick zu, aber sie bezwang sich noch immer.

»Der Unverstand spricht aus dir, ich halte nur dein Wohl im Auge. Es ist leicht möglich, dass ich diesem Herrn gänz-

lich mein Haus verschließe.«

Darauf hin verlor das von Leidenschaft verblendete Mädchen alle Besinnung.

»Dagegen protestiere ich, der Umgang mit Herrn von Hahnenfeder ist mir unentbehrlich!«

»So?«, fragte die Witwe gedehnt und sah ihre Stieftochter streng an.

»Ja«, erwiderte diese, »und da es einmal zu Erklärungen zwischen uns gekommen ist, so will ich mich auch noch weiter aussprechen.«

»Nun?«

»Sie sollen nicht glauben, dass ich ein Werkzeug Ihrer Interessen bin.«

»Meiner Interessen? Was verbirgt sich hinter diesen Worten?«

»Kurz und gut, es ist Zeit, dass ich endlich auch an meine Verheiratung denke.«

»Hast du dir vielleicht schon einen Mann ausgesucht?«, fragte etwas spöttisch die ältere Dame.

»Allerdings!«, platzte Jacobine, hierdurch gereizt, heraus.

»So? Nun, du bist dabei ja sehr geheimnisvoll zu Werke gegangen.«

»In dem Testament meines Vaters steht«, fuhr die Stieftochter, diese Worte überhörend, erregt fort, »dass ...«

»Dass du bei deiner Verheiratung eine Mitgift von fünfzigtausend Talern erhältst, nicht wahr?«

»Allerdings, und dass ich nach Ihrem Tod auch das übrige Vermögen erbe.«

»Auch das ist richtig, was nun weiter?«

»Nun, auf keinen Fall will ich mich auch in Bezug auf meine Wahl von Ihnen bevormunden lassen. Mein Herz

soll seiner Neigung folgen.«

»Du hast wahrscheinlich schon darüber bestimmt?«

»Das könnte wohl möglich sein.«

»So? Ist Herr von Hahnenfeder vielleicht der Glückliche?«

»Nun, wenn er um mich anhält, so werde ich nicht Nein sagen.«

»Aber desto entschiedener werde ich dieses Nein aussprechen.«

»Sie? Ich bin mündig.«

»Und dennoch bleibt es bei dem Nein.«

»Wer gibt Ihnen ein Recht dazu?«

»Dein verstorbener Vater, welchem ich versprochen habe, über Dir zu wachen.«

»Treiben Sie mich nicht zu einem verzweifelten Schritt!«

»Du drohst?«

»Und ich werde diese Drohung ausführen. Und damit Sie sich nicht damit entschuldigen können, dass Sie nicht vorher gewarnt worden sind, so frage ich Sie hiermit nochmals: Werden Sie Ihre Einwilligung versagen, wenn der Freiherr um mich anhält?«

»Auf das Entschiedenste, dieser Mensch würde dich nur unglücklich und elend machen.«

Jacobine lachte abermals höhnisch. »In Ihren Jahren ...«

»In meinen Jahren folgt man der Überlegung und der Pflicht, und um dir gleich einen Beweis dafür zu geben, erkläre ich dir hiermit, dass ich diesem Menschen von morgen an den Zutritt bei mir versagen werde.«

»Diesem Menschen? Wie herabwürdigend! ... Ein Mann, der in die feinsten Gesellschaften eingeführt ist ...«

»Und der dennoch ein Abenteurer sein kann.

»Genug!«, rief Jacobine aufspringend, »handeln Sie, wie

Sie wollen, aber auch ich werde tun, was ich will!«

»Du drohst?«

»Allerdings. Ich bin es müde, mich Ihrer Tyrannei länger zu unterwerfen.«

»Einst wirst du mir für diese Tyrannei noch danken.«

»Niemals! Nehmen Sie zurück, was Sie in Bezug auf den Baron gesagt haben.«

»Unter keinen Umständen!«

»Nun, dann machen Sie sich darauf gefasst, etwas zu erleben!«

»Jacobine!«, rief Frau Lagemann ihrer Stieftochter bittend nach. Aber diese eilte fort und warf trotzig die Tür hinter sich zu.

»Es ist die höchste Zeit, dass vorgebeugt wird, wenn kein Unglück geschehen soll«, murmelte die Witwe. »Die Verblendete! Ich zweifle nicht daran, dass sie sich bereits vollständig in den Händen dieses gewissenlosen Menschen befindet. Ich muss mich auf eine Katastrophe gefasst machen und darf nicht länger säumen, hiernach meine Maßregeln zu treffen.«

Sie setzte sich an ihren Sekretär und schrieb jenen Brief an Agnes Werner, den die Leser bereits kennen, dann einen zweiten an Herrn von Hahnenfeder, in welchem sie ihn ohne alles Zeremoniell ersuchte, ihr Haus nicht mehr zu betreten. Am anderen Morgen ließ sich Jacobine nicht blicken. Sie schützte Unwohlsein vor und blieb trotzig auf ihrem Zimmer.

»Was fehlt meiner Tochter?«, fragte die Frau des Hauses die Zofe.

»Ich weiß es nicht. Das Fräulein liegt noch im Bett, es klagte über Kopfschmerzen.«

»Für heute kommt mir dies ganz erwünscht«, dachte Frau Lagemann, »ich muss mit Herrn von Rodenwald noch eine letzte Rücksprache nehmen, und so bin ich doch sicher, dass sie während meiner Abwesenheit keine Torheit begeht.« »Josephine«, sagte sie zu ihrem Mädchen, »ich habe einige Besorgungen zu machen und werde vor zwei Stunden nicht zurück sein. Wenn meine Tochter nach mir fragt, so sagst du, ich befinde mich ebenfalls etwas unwohl und wünschte nicht gestört zu sein.«

»Schön, gnädige Frau, ich werde es besorgen.«

Kaum hatte Frau Lagemann das Haus verlassen, als Jacobine, die hinter den Gardinen gelauscht hatte, die Klingel in Bewegung setzte. »Ist sie fort?«, fragte sie die eintretende Josephine.

»Ja, gnädiges Fräulein, das heißt«, setzte sie mit einem verschmitzten Lächeln hinzu, »sie befindet sich ebenfalls unwohl.«

»Schon gut. Hier nimm dieses Goldstück und diene mir auch ferner treu, es soll dein Schade nicht dein. Jetzt hilf mir anziehen. Natürlich die tiefste Verschwiegenheit - in einer Stunde bin ich wieder hier.«

In einer Viertelstunde saß sie in einem Fiaker, der im schnellsten Trab die Richtung nach einem entfernten Stadtteil einschlug.

»Sie fährt zu dem Baron«, murmelte Josephine, »das steht außer allem Zweifel. Wenn ich dies nun der gnädigen Frau mitteile, so kann ich mich ebenfalls auf ein hübsches Geschenk gefasst machen und schlage so zwei Fliegen mit einer Klappe.«

Inzwischen hatte Jacobine an einem großen Haus halten lassen. Ohne zu fragen, eilte sie an dem Portier vorüber

und flog hastig die drei breiten Treppen hinauf. An dem oberen Absatz blieb sie stehen und schöpfte Atem, dann zog sie ungestüm an einem Klingelzug.

Das Gesicht des kleinen Groom, welcher in der einen Hand einen Stiefel, in der anderen eine Bürste hielt, kam zum Vorschein.

»Ist dein Herr zu Hause?«

»Er sitzt soeben beim Frühstück.«

Ohne sich auf weitere Fragen einzulassen, drängte unsere Bekannte den etwas verdutzt aussehenden Diener zurück und schlüpfte rasch an ihm vorüber.

Inzwischen war aber auch der Freiherr aufgesprungen und trat ihr entgegen.

»Jacobine, meine angebetete Jacobine, was ist vorgefallen?«

Am liebsten hätte schon das verblendete Mädchen dem Herrn von Hahnenfeder gleich um den Hals fallen mögen, aber sie besann sich doch noch zur rechten Zeit.

Sie begnügte sich damit, auf einen Stuhl zu sinken und mit hinsterbender Stimme auszurufen: »Oh, Albert, sie beneidet mich um mein Glück, sie will mich von Ihnen trennen!«

»Ruhig, mein süßes Kind«, sagte dieser mit einer spöttischen Miene, die er jedoch geschickt in das Gewand zärtlicher Teilnahme zu kleiden wusste. »Ruhig, ich weiß bereits alles.« »Wie, Sie wissen?«

»Vor einer halben Stunde empfang ich diesen Absagebrief von Ihrer Stiefmutter. Er ist eben nicht fein abgefasst. Was nun?« »Oh, Albert, machen Sie mit mir, was Sie wollen, ich bin für jetzt und für die Ewigkeit die Ihre!«

Wieder blitzte es spöttisch in den Augen des Abenteurers

auf.

»So müssen wir also einen Entschluss fassen, es bleibt uns keine andere Wahl.«

»Ja, Albert, fassen Sie einen Entschluss. Ich bleibe die Ihre, für jetzt und die Ewigkeit!«

»Wird Sie aber auch Ihre Entschlossenheit im letzten Augenblick nicht verlassen?«

»Die Liebe macht Mut!« Das verblendete Mädchen verzog dabei seinen breiten Mund und verdrehte dabei schwärmerisch die Augen. »Oh, teurer Albert, wenn Sie es wünschen, springe ich sogar mit Ihnen ins Wasser!«

»Das ist eben nicht nötig«, bemerkte dieser trocken, »es gibt noch andere Mittel, um unser Ziel zu erreichen.«

»Sprechen Sie, ich bin zu allem bereit, ich folge Ihnen, wohin Sie wollen, - eine Hütte und ein Stück Brot, was braucht man denn mehr, um glücklich zu sein, wie der Dichter sagt.«

»Das fehlte noch«, dachte der Hochstapler. Laut setzte er aber hinzu: »Sie haben recht, meine süße angebetete Jacobine, aber das wird nicht nötig sein, sie muss die fünfzigtausend Taler herausgeben.«

»Oh, wie ich diese Frau zu hassen anfangen, welche aus Eifersucht mich um mein Glück zu betrügen sucht!«

»Nun, lassen Sie es gut sein, das wird ihr nimmermehr gelingen, dazu liebe ich Sie zu heiß und innig.«

»Ach, mein Albert«, rief das kopflose Mädchen wieder mit schmelzender Stimme, »wie glücklich machen mich diese Worte!«

»Verdienen Sie denn dieselben nicht? Doch nun lassen Sie uns überlegen.«

»Bestimmen Sie, ich bin zu allem bereit.«

»Hier sind wir von Feinden und Gefahren jeder Art umgeben. Wir müssen fort, um unsere Verbindung sobald wie möglich zu bewerkstelligen.«

»Ja, lassen Sie uns fliehen - eine Hütte und ein Stück Brot ...«

»England ist das freie Land, wo man uns kein Hindernis entgegenstellen wird, dort finden wir einen Geistlichen, von dem wir uns trauen lassen können.«

»Um dann in nimmer endender Seligkeit gemeinsam durchs Leben zu wandern.«

»Natürlich. Bei jedem Schritt, den Sie tun, soll Ihr Fuß auf Blumen treten. Bereiten Sie sich also zur Flucht vor.«

»Ich bin jede Stunde dazu bereit.«

»In etwa acht Tagen denke ich mit meinen Anstalten fertig zu sein. Vergessen Sie ihre Pretiosen nicht und rafften Sie an Geld zusammen, was Sie bekommen können.«

»Oh, ich habe mir eine hübsche Summe gespart, für die erste Zeit wird es ausreichen.«

»Nun, ich komme auch nicht mit leeren Händen«, sagte der Schwindler , obgleich er sehr gut wusste, dass in diesem Augenblick in seiner Kasse bedeutende Ebbe war.

»Haben Sie jemand, auf den Sie sich verlassen können?«, fragte er weiter.

»Josephine , unsere Jungfer, ist mir unbedingt ergeben.«

»Gut , so lassen Sie dieselbe jeden Abend zwischen sieben und acht Uhr vor dem Haus auf meinen Diener warten. Derselbe wird ihr für Sie ein Billet aushändigen, in welchem dann das Nähere für unsere Flucht festgesetzt ist. Den Brief mit der Post zu senden, scheint mir zu gefährlich, er könnte abgefangen werden.«

»Von sieben bis acht hat Josephine auch gerade Zeit, das

geht also.«

»Nun, noch einmal, meine teure Jacobine, es waltet doch wegen des Testaments kein Irrtum ob, denn des Lebens Sorgen müssen auch in Betracht gezogen werden.«

»Durchaus nicht, wir haben es ja beide gelesen. Fünfzigtausend Taler müssen mir bei meiner Verheiratung ausbezahlt werden, den Rest des Vermögens erbe ich nach dem Tod meiner Stiefmutter.«

»Es ist wirklich wunderbar, welche Gewalt die Liebe ausübt«, bemerkte der Abenteurer. »Seit ich Sie kennengelernt habe, (seit ich das Testament eingesehen habe, dachte er) bin ich ein ganz anderer Mensch geworden.«

»Oh, Albert, wie glücklich macht mich dieses Geständnis!«

»Es ist aber auch nun Zeit, dass Sie gehen, wenn man nicht Verdacht schöpfen soll.«

»Mein Gott ja, es ist die höchste Zeit!«

»Halten Sie sich also bereit, wenn ich Sie benachrichtige.«

»Ich werde bereit sein.«

Mit diesen Worten schlüpfte das von Liebe erfüllte Mädchen zur Tür hinaus, und Hahnenfeder begleitete es bis an die Treppe. Als er in sein Zimmer zurückgekehrt war, warf er sich in eine Ecke des Sofas und brach in ein helles Gelächter aus.

»Der ist wirklich der Verstand vollständig abhanden gekommen. Sie geht vor lauter Liebe wie ein Pfannkuchen auf! Ha, ha, bin ich nur erst im Besitz der fünfzigtausend Taler, dann werde ich der schieläugigen, breitmäuligen Närrin schon die Prosa des Lebens zu kosten geben! ...«

In der besten Laune zog er sich an und flanierte siegesbewusst durch die Straßen. Er blieb vor dem Laden eines

Goldschmiedes stehen und sah die ausgestellten Kostbarkeiten mit einem Blick an, als hätte er fragen wollen: »Was kostet der ganze Kram, ich kaufe ihn in Pausch und Bogen.« Dort betrachtete er wieder ein kostbares Geschirr im Magazin eines Sattlers in einer Weise, als sei er fest entschlossen, sich dasselbe zuzulegen, sobald er sich den neuen Wagen mit den prächtigen Schimmelhengsten angeschafft haben würde.

Mit klopfendem Herzen war inzwischen Jacobine zu ihrer Wohnung zurückgekehrt, ziemlich scheu schlüpfte sie ins Hans und stieg die Treppe hinauf. Wenn Frau Lagemann schon da war und sie vielleicht erwartete? Das wäre doch eine höchst fatale Situation gewesen. Doch plötzlich kam ihr ein Gedanke und sie richtete sich entschlossen empor.

»Ei, was«, murmelte sie, »nötigenfalls sage ich, ich hätte das Bedürfnis gefühlt, frische Luft zu schöpfen und übrigens böte sich mir auch dann die beste Gelegenheit, meine Selbstständigkeit zu zeigen.«

Oben trat ihr Josephine entgegen. »Wo ist meine Mutter?«, fragte sie diese.

»Ich erwarte sie jeden Augenblick.«

»Gut. Noch einmal. Du sagst nicht, dass ich fortgewesen bin.«

»Seien Sie unbesorgt, ich kann schweigen.«

Und doch erfuhr die Witwe schon nach einer Stunde, was vorgefallen war, nachdem sie ihrer Zofe zu deren nicht geringer Überraschung ein fast noch ganz neues seidenes Kleid geschenkt hatte.

»Leider bin ich zu solcher Handlungsweise gezwungen«, murmelte sie, »aber dieses Mal heiligt wirklich der Zweck die Mittel, und erkaufte ist die treulose Person doch schon.

Es besteht jetzt bei mir gar kein Zweifel mehr, dass ich von der Kopfflosigkeit und der Verblendung Jacobines selbst das Schlimmste erwarten kann. Ich werde alle Vorsicht anwenden müssen, um sie nicht aus den Augen zu verlieren.«

Einige Tage später klingelte es wieder an Herr von Hahnenfeders Tür, der kleine Groom steckte abermals den Kopf heraus.

»Befindet sich dein Herr zu Hause?«, fragte Rodenwald.

»Nein, Herr Baron, vor einer Stunde ist er ausgegangen.«

»So, so. Nun, wie behagt dir dein Dienst?«

Der Befragte zog eine Grimasse.

»Nun, was bedeutet das Gesicht schneiden?«

»Das halte der Kuckuck aus. Seit drei Monaten habe ich keinen Lohn empfangen und ich kann mich nicht einmal sattessen.«

»Schlimm, mein armer Junge. Aber weshalb gibst du denn dann nicht einen solchen Hundedienst auf?«

»Wenn ich fortlaufe, bekomme ich gar nichts, der hat weder Gewissen noch Geld.«

»Hm«, machte wieder der Baron. Dann sagte er nach einer Pause: »Ich wüsste wohl, wie du etwas verdienen könntest.«

»Wenn Sie mir dazu behilflich sein wollten . . . Hören Sie nur wie mein Magen knurrt.«

Herr von Rodenwald musste unwillkürlich lachen. »Wenn ich mich auf deine Verschwiegenheit verlassen könnte ...«

»Oh, das dürfen Sie bestimmt.«

»So höre. Hier hast du ein Goldstück und es stehen für dich noch mehrere in Aussicht, wenn du mir treu dient. In einigen Tagen wirst du wahrscheinlich ein Billet zur Besor-

gung erhalten.«

»Ja, auf den Beinen erhält er mich immer, der schäbige Lump.«

»Dieses Billet wird an Fräulein Jacobine Lagemann adressiert sein.«

»Die vor zwei Tagen hier war?«

»So, war sie hier?« Der Baron spitzte die Ohren.

»Ei, freilich, ich konnte nur nicht recht verstehen, was sie zusammen sprachen.«

»Josephine hat also wahr berichtet«, dachte Rodenwald, »auch das weiß Frau Lagemann bereits von ihm, dass sie einen Brief in Empfang nehmen soll.«

»Nun also«, fuhr der Baron zu dem Groom gewendet fort, »mit dem Billet begibst du dich unverweilt zu mir. Ich werde dich in den nächsten drei Tagen erwarten. Vier Napoleondor sollen dein Lohn sein.«

»Dann gehe ich für Sie durchs Feuer.«

»Für einen anderen guten Dienst für dich will ich auch sorgen, wenn du dich treu zeigst. Du weißt jetzt, was ich will, im Übrigen kein Wort davon, dass ich hier war.«

Noch an demselben Tag sah Herr von Rodenwald die Witwe.

»Besorgt und aufgehoben!« rief er, »jetzt fragt es sich nur, ob Sie sich auch auf Josephine verlassen können?«

»Sie wird mir den Brief aushändigen.«

»Nun, in der einen Ecke desselben werden Sie ein kleines mit Bleistift verzeichnetes Kreuz finden. Das ist ein Zeichen, dass ich denselben gelesen habe.«

»Gut, so weiß ich Bescheid«

»Und wie steht es mit der Agnes Werner?«

»Sie ist angekommen und wohnt ganz in der Nähe, so-

dass sie jeden Augenblick erscheinen kann.«

»Charmant!«, sagte der Baron und rieb sich boshaft die Hände, »so schlau wie der Fuchs ist, so steckt er doch bereits sicher in der Falle. Wollen Sie wohl glauben, dass der Bursche sogar vor einigen Abenden den Versuch machte, mich im Spiel zu betrügen? Der Lehrjunge den Meister - das verdient Strafe und es ist Zeit, dass der Patron unschädlich gemacht wird!«

Jacobine zeigte inzwischen eine hartnäckige Entschlossenheit. Welche Unruhe sie auch in ihrem Innern empfinden mochte, sie verbarg dieselbe unter einem heiteren Lächeln, ja sie schmeichelte ihrer Stiefmutter sogar, um diese völlig sicher zu machen. Frau Lagemann tat auch, als ob sie darauf einginge, beobachtete indessen im Stillen ihre Tochter um so schärfer, zog sich aber jetzt immer schon sehr früh auf ihr Zimmer zurück.

Endlich am dritten Abend schlich Josephine wie eine Katze in ihr Kabinett.

»Hier ist der Brief«, sagte sie, »der Diener des Freiherrn hat mir denselben erst vor ein paar Minuten ausgehändigt.«

Die Dame nahm denselben und betrachtete ihn scheinbar unbefangen von beiden Seiten, das kleine Kreuz befand sich in einer Ecke des Kuverts.

Jetzt zuckte sie mit den Achseln. »Was wird darin stehen? Irgendeine Albernheit. Ich habe mich anders besonnen, gib ihn meiner Tochter, doch schweige darüber, dass du ihn mir gezeigt hast.«

Josephine schien damit sehr zufrieden, ein neues Goldstück war ihr gewiss.

Am anderen Tag in den Vormittagsstunden fuhr Frau La-

gemann aus. Als sie zurückkehrte, sagte sie zu Jacobine: »Es wird diesen Abend eine neue Oper gegeben, ich beabsichtige der Vorstellung beizuwohnen. Willst du mich begleiten?«

»Nein, ich fühle mich nicht wohl, ich ziehe es vor, zu Hause zu bleiben.«

»Wie du willst. Vor zehn Uhr werde ich nicht zurück sein.«

Es war eine finstere Nacht, unruhig schritt Jacobine in ihrem Zimmer auf und ab. Draußen schlug eine Uhr, hastig blickte sie nach der ihren und sagte seufzend: »Es ist Zeit!«

»Oh«, murmelte sie, »es überkommt mich doch eine schreckliche Angst, aber es muss geschehen - die Grausame zwingt mich ja dazu. Sie hat es darauf angelegt, mein Lebensglück zu vernichten!«

Mit fester Hand ergriff sie den Leuchter und trat in die Stube ihrer Stiefmutter. Dort legte sie einen versiegelten Brief auf den Tisch, auf welchem nur folgende kurze Worte standen:

»Ich entziehe mich Ihrer Tyrannei, ich fliehe mit meinem geliebten Albert nach England, um dort durch Priesterhand für immer mit ihm vereinigt zu werden.«

Dann blickte sie zu dem Portrait ihres Vaters empor, welches über dem Sofa hing, und ihre Arme bittend erhebend, sagte sie mit tränengefüllten Augen: »Verzeih deiner Tochter diesen Schritt, aber du wolltest ja stets nur mein Glück und ich weiß, mein angebeteter Albert hat den festen Willen, mich glücklich zu machen!«

Es war klar, dass sich das verblendete Mädchen im höchsten Stadium eines bedauerlichen Liebesparoxysmus befand. Scheu, als wollte sie sich vor sich selbst verbergen, schlüpf-

te sie die Treppe hinunter. Erst als sie sich im Freien befand, atmete sie tief auf. Die erste Angst war vorüber, ihr Mut kehrte allmählich zurück. Mit dem Kästchen unter dem Arm, welches ihre Schmucksachen enthielt, eilte sie an den Häusern entlang, bog in eine Straße und dann in eine andere und nun - dort auf jenem unbeleuchteten Platz hielt ein Wagen und jetzt - ja es war Hahnenfeder, welcher ihr entgegentrat und ihre Hand ergriff.

»Meine teure Jacobine! Geschwind, steigen Sie ein, in einer halben Stunde geht der Zug ab. Jenseits des Kanals winkt uns die Freiheit!«

Schon stand die junge Dame im Begriff, den Fuß auf das Wagenbrett zu setzen, als sie einen lauten Schrei ausstieß und bestürzt einen Schritt zurückfuhr.

Ein Mann hatte sich zwischen sie gedrängt, welcher ihr ziemlich boshaft ins Gesicht blickte.

»Was gibts?«, fragte der Abenteurer und trat nun ebenfalls rasch näher.

»Echauffieren Sie sich nicht«, rief Rodenwald hohnlachend, »wo soll es denn so eilig hingehen?«

Indem trat auch Frau Lagemann mit einer tief verschleierten Dame näher.

»Ei, Herr Baron«, sagte sie spöttisch, »Sie wollen reisen, ohne einmal Abschied zu nehmen?«

Jacobine hielt sich beide Hände vors Gesicht und stöhnte tief auf.

Herr von Hahnenfeder war anfangs wie niedergedonnert. Bald erholte er sich aber. Mit seiner gewöhnlichen Frechheit sagte er nun zu der Witwe gewandt: »Sie sehen jetzt, wie die Angelegenheiten stehen und das Beste wird sein, Sie bewilligen mir ohne Widerrede Jacobines Hand.«

»Zunächst ersuche ich Sie, mir in meine Wohnung zu folgen«, antwortete diese kalt.

Der Hochstapler stutzte, die Sache schien ihm doch nicht recht geheuer.

»Zieren Sie sich nicht, mein Bester«, bemerkte Rodenwald, »dort an der Ecke stehen zwei Polizeimänner, welche sich ein Vergnügen daraus machen werden, Sie in Empfang zu nehmen.«

»Überdies haben Sie nichts zu fürchten«, fügte die Witwe hinzu, »die Verhältnisse haben sich jetzt so gestaltet, dass ich die Entscheidung nunmehr in meiner Stieftochter Hand lege.« »Wie, Sie wären in der Tat geneigt? ...«, rief überrascht Hahnenfeder.

»Verlassen Sie sich darauf, nur können wir selbstredend hier auf der Straße nicht verhandeln.«

»Aber weshalb sagten Sie denn das nicht früher, dann wäre ja die ganze Komödie überflüssig gewesen.«

»Nun, auch ich liebe mitunter die Überraschungen, doch genug, hier ist nicht unser Platz.«

Die Gesellschaft entfernte sich und eine Viertelstunde darauf befand sie sich in dem kleinen Salon der Witwe.

»Wollen Sie mich dieser Dame nicht vorstellen?«, fragte Hahnenfeder, welcher die Verschleierte schon längst misstrauisch betrachtet hatte.

»Später werde ich so frei sein, es ist eine Freundin von mir, die heute erst ankam.«

Der edle Freiherr stand wie auf Kohlen, Jacobine hatte sich in einer Ecke niedergelassen und bedeckte noch immer ihr Gesicht.

Zu dieser wendete sich nun Frau Lagemann. »Du hast es so gewollt«, sagte sie in einem ernsten Ton, »und mehr

kann ich jetzt nicht tun, als dein Schicksal in deine Hand zu legen.«

»Wozu auch noch Rücksicht nehmen«, sagte diese, sich erhebend und ziemlich trotzig näher tretend.

»Wer will uns trennen?«, rief Hahnenfeld, sich in die Brust werfend, »der Zug des Herzens ist des Schicksals Stimme.«

»Oh, Albert!«, flötete wieder das überspannte Mädchen.

»Nun, Herr Freiherr«, begann Frau Lagemann, »von dem Testament meines verstorbenen Mannes haben Sie bereits Einsicht genommen?«

»Ich?«, stammelte Hahnenfeder.

»Ha, ha!«, sagte Rodenwald, »der Bursche besaß schon früher eine Gewandtheit darin, von Schlüsseln Abdrücke zu nehmen.«

»Not kennt kein Gebot«, stotterte der Schwindler.

»Nun gut, wir wollen darüber hinweggehen. Dass meine Stieftochter bei ihrer Verheiratung fünfzigtausend Taler mitbekommt, wissen Sie nun, aber eines ist Ihnen doch unbekannt geblieben.«

Der Abenteurer spitzte die Ohren.

»Hier ist noch ein kurzes Kodizill meines verstorbenen Mannes«, fuhr die Dame, ein Papier hervorziehend, fort. »Herr Baron, wollten Sie wohl die Güte haben, dasselbe zu verlesen?«

»Mit Vergnügen«, sagte Rodenwald höhnisch lachend, »dasselbe lautet also:

»Nachtrag zu meinem Testament. Möchte meine Tochter Jacobine einst die Neigung fühlen, sich zu verheiraten, so ist hierzu unter allen Umständen die Einwilligung ihrer Stiefmutter notwendig. Sollte sie dessen ungeachtet gegen

deren Erlaubnis eine Ehe schließen, so verliert sie nicht allein die ihr ausgesetzten fünfzigtausend Taler, sondern geht auch ihres Erbrechtes an dem übrigen Vermögen verlustig.«

Der Hochstapler machte ein langes Gesicht, völlige Enttäuschung sprach sich in demselben aus.

»Oh, Albert«, rief in diesem Augenblick das alte dumme Mädchen, »einen Trunk Wasser und ein Stückchen Brot ...«

Dieser zog geradezu eine Grimasse. »Ich danke bestens für so ein Anhängsel ohne Geld. Ich wüsste nicht, was ich mit solchem Ballast anfangen sollte.«

»In der Tat, ein sehr liebenswürdiger junger Mann«, höhnte der Baron.

Am meisten fühlte sich die arme Jacobine getroffen. Der Schlag war doch zu hart und kam zu unerwartet. Ihr Busen hob und senkte sich und krampfhaft atmete sie auf.

Frau Lagemann fühlte offenbar Mitleid mit ihm aber ihrer Rolle getreu, sagte sie ruhig: »Du hast jetzt über dein Schicksal zu entscheiden, sprich also.«

»Oh, Mama, du hörst es ja, nun, da er vernimmt, dass ich arm bin, will er mich nicht! ... Er nennt mich ein Anhängsel und mein Herz war ihm doch so ergeben! ... Nein, ich verachte ihn jetzt ebenso, wie ich ihn bisher geliebt habe. Er hat zwar mein Herz gebrochen, aber ich bin doch noch in der letzten Stunde vor einem großen Unglück bewahrt worden, denn unglücklich, das sehe ich ein, würde mich dieser Mensch gewiss gemacht haben!«

Das bedauernswerte Mädchen brach in ein heftiges Schluchzen aus, während Hahnenfeder, ein höhnisches Gesicht schneidend, frech in dem ihn umgebenden kleinen Kreis umherblickte.

»Ich denke, die Komödie hat nun lange genug gedauert«, sagte er mit dreister Stimme. »Ich bin der Meinung, es ist Zeit, dass der Vorhang fallen gelassen wird.«

»Wir alle wünschen gewiss sehnlichst, Sie loszuwerden«, bemerkte Frau Lagemann mit einem Blick unaussprechlicher Verachtung. »Allein ich halte es für eine Pflicht, meiner armen verblendeten Stieftochter Ihre schmutzige, gemeine Natur ganz unverhüllt zu zeigen, und so werden wir Sie hier wohl noch so lange dulden müssen, bis noch ein kleines Nachspiel abgespielt ist, dessen Stoff ebenfalls Ihrem tatenreichen Leben entnommen ist.« »Gnädige Frau«, rief der Schwindler mit dem Fuß stampfend und die Witwe drohend anblickend, »ich bin jetzt Ihrer Beleidigungen müde und wenn Sie damit nicht aufhören ...«

»Still«, donnerte ihn aber Rodenwald an, »still, Sie Unverschämter! Wenn Sie noch ein Wort reden, so übergebe ich Sie den unten harrenden Polizeimännern und dann werden noch ganz andere Dinge an den Tag kommen!«

Der edle Freiherr senkte den Kopf, vor dem Meister verstummte der Lehrling.

»Kennen Sie diese Dame?«, fragte Frau Lagemann, indem sie plötzlich den Schleier der Verhüllten zurückschlug.

Hahnenfeder prallte wie vor einem Gespenst einen Schritt zurück und unwillkürlich entschlüpfte ihm der Ausruf: »Agnes!«

»Ja, ich bin es, Elender«, rief diese mit funkelnden Augen. »Und hier« - sie hielt ein Papier hoch empor - »hier ist das mir von Ihnen erteilte Eheversprechen! So wie Sie mich betrogen und verlassen haben, so würden Sie auch hier die junge Dame betrogen und sie ihres Vermögens beraubt haben! Gehen Sie, die Nemesis hat Sie erreicht, und ich wie

alle anderen, die Sie so schmähhch täuschten, kehren Ihnen mit Ekel den Rücken!«

»Was mir übrigens ziemlich gleich ist«, bemerkte frech der Abenteurer. »die Karten lagen für mich ungünstig und so habe ich mein Spiel verloren, das ist alles. Leben Sie wohl auf Nimmerwiedersehen!«

Unter lautem Hohngelächter verließ er den Salon, und während sich die Anwesenden, überrascht von solcher Unverschämtheit, erstaunt anblickten, schluchzte die arme Jacobine noch immer laut auf und klagte sich der bittersten Schuld an.

Aber schon eine Stunde darauf lag Sie an dem Herzen ihrer Stiefmutter, die sie nach Kräften durch milde versöhnende Worte zu trösten suchte.

»Ich habe deinem Vater«, sagte diese, »auf seinem Sterbebett feierlich versprochen, mit Liebe und Treue über dir zu wachen. Nicht umsonst hat er dein ganzes Schicksal in meine Hand gelegt, da er die schwachen Seiten deines Charakters kannte und wohl wusste, dass mir jeder Eigennutz fern lag. Dass ich diesem Hahnenfeder Zugang in meinem Haus gestattete, beruhte auf der völligen Unkenntnis seiner Vergangenheit. Als ich aber Verdacht gegen ihn zu schöpfen begann, sparte ich weder Mühe noch Geld, um hinter die Wahrheit zu kommen. Gott sei Dank, es ist mir noch rechtzeitig gelungen, ein großes Unglück zu verhüten. Hält einst ein rechtlicher und braver Mann um dich an, so sei überzeugt, dass ich die Erste sein werde, welche die Hand dazu bietet, dir eine behagliche und glückliche Zukunft zu begründen.«

Jacobine schüttelte abwehrend mit dem Kopf.

»Der Schlag war zu hart, die Enttäuschung zu groß, ich

bin für immer geheilt, ich bleibe bei Ihnen.«

»Alles vergisst sich im Leben, mein Kind«, bemerkte Frau Lagemann, »und besonders hat es die Weisheit des Schöpfers so eingerichtet, dass wir den Schmerz zunächst vergessen. Wie vermöchten wir denn auch sonst das Leben zu tragen, wenn dem nicht so wäre! ...

Richte dich daher wieder mutig empor und blicke von Neuem vertrauensvoll in die Zukunft. Ich hoffe, der heutige Abend hat uns einander näher gebracht und du wirst mir nun dasjenige Vertrauen schenken, welches ich nach meiner bisherigen Handlungsweise von dir zu fordern berechtigt zu sein glaube.«

Als der Baron von Rodenwald sich wieder auf seinem Zimmer allein befand, hielt er folgendes Selbstgespräch.

»Ich bin zwar ebenfalls ein schlechter Kerl, der im Spiel betrügt und es nimmt, wo er es bekommen kann, aber in Erwägung der guten Handlung, die ich soeben vollbracht, rechne ich mit Bestimmtheit darauf, dass Gott ein Einsehen haben und mir in meinem Sündenregister einige Posten in Gnaden abstreichen wird.«

Agnes Werner verweilte noch einige Zeit bei Frau Lagemann und wurde dann so reich beschenkt entlassen, das sie imstande war, in ihrer Heimat ein eigenes kleines Geschäft zu etablieren. Gewiss auch unter Teilnahme der Leser können wir übrigens mitteilen, dass das stetige und rechtschaffene Mädchen bald einen würdigen Bewerber fand, an dessen Seite sie, mit den besten Aussichten für die Zukunft, die Wanderung durchs Leben antrat.

Hahnenfeder führte sein Gewerbe als Hochstapler auch noch weiter fort und rupfte noch manchem Grünschnabel die Federn aus. Eines Morgens fand man ihn aber tot in sei-

nem Nest. Sein Gesicht war blau, seine Augen traten aus dem Kopf, dieser selbst sah etwas verschoben aus. Nach dem Gutachten der Ärzte war er an einem Stickfluss verstorben.

Abergläubige und einfältige Leute dagegen meinten: »Er hat ein wüstes und unchristliches Leben geführt, wie er endete, ist ja unzweifelhaft: Er wurde des Teufels Anteil.«

Ende des zweiten Bandes

